

# ZUR FRAGE DES KAPITALPROFITS

KRITISCHE BETRACHTUNGEN UND POSITIVE  
VORSCHLÄGE

VON

M. KURTSCHINSKY

---

TARTU 1932

K. Mattiesens Buchdruckerei Ant.-Ges., Tartu, 1932.

Die unten aufgeworfene Frage beschäftigte den Verfasser schon längst nicht nur im Zusammenhange mit seinen langjährigen Universitätsvorlesungen, sondern überhaupt auch als eines der kompliziertesten Probleme der ökonomischen Wissenschaft, das sich ihm dabei als eines der Glieder einer allgemeinen wirtschaftstheoretischen Konzeption darstellt.

Dieser Aufsatz stellt nur einen Teil einer grösseren Arbeit dar, die zusammen mit der aufgeworfenen Frage auch noch andere Probleme: die des Arbeitslohnes, des Wertes u. s. w. behandelt. Vielleicht wäre es zweckentsprechender, sie alle in einem Zuge als ein zusammengefasstes Ganzes zu betrachten, aber da auch so schon auf dem Wege zur Erfüllung dieses Planes eine ganze Reihe von Hindernissen, die die Veröffentlichung dieser Arbeit aufhielten, sich einstellte, so begnügt sich der Verfasser vorläufig mit dem vorliegenden kleineren Teile, das Weitere auf eine mehr oder weniger nahe Zukunft verschiebend.

Kurort Narva-Jõesuu (Hungerburg).  
September 1932.

## I.

Jede Theorie in der politischen Ökonomie bedeutet im letzten Grunde immer nur eine gewisse Hypothese, eine Annäherung an die Wahrheit, und nicht die Wahrheit selbst. Die Erscheinungen des Lebens in aller ihrer Kompliziertheit und Mannigfaltigkeit sind zu sehr entfernt von der Möglichkeit ihren Inhalt durch irgendeine einfache Formel zu erschöpfen. In dieser Hinsicht kann ich nur das wiederholen, was ich schon zu äussern Gelegenheit hatte anlässlich der verschiedenen in der ökonomischen Wissenschaft existierenden Lehren vom Werte. „In allen den Theorien, die über diese Frage entstanden sind, in allen Versuchen sie zu erklären“, behauptete ich, „schimmerte immer nur eine Seite der Wahrheit, aber nicht die ganze Wahrheit in ihrer Gesamtheit. In diesem Falle kam gleichsam die ungenügende Fähigkeit der menschlichen Vernunft zum Vorschein in das innere Wesen der Dinge einzudringen, die Unmöglichkeit für sie „die Existenz der Ideen in der Halbexistenz der Welt zu erfassen“, wie das Plato lehrte. In dieser Beziehung kommt uns der poetische Vergleich Platos in den Sinn, der die Lage der Menschen mit in einer Höhle eingesperrten Wesen vergleicht, die nicht die wirklichen Gegenstände sehen, sondern bloss die von ihnen an die Wände der Höhle geworfenen Schatten<sup>1)</sup>. Aber die menschliche Vernunft in ihrer unermüdlichen Arbeit ist bestrebt das Verhüllte aufzudecken und enthüllt vieles von dem, was anfangs unklar und verworren erschien“<sup>2)</sup>.

In solch einer Lage befindet sich bis jetzt, ausser der Lehre vom Werte, noch eine ganze Reihe von anderen Theorien: die

1) Vgl. eine der besten Ausgaben der „Politeia“: Plato's Republic edited by B. Jowett and Lewis Campbell. Oxford 1894. Vol. I: The Greek text, p. 293—294.

2) M. A. Kurtschinsky, Grundlagen der ökonomischen Wissenschaft Teil I. Dorpat-Tartu 1926. S. 199—200 (russisch).

Lehre vom Preise, vom Kapital, von der Grundrente, vom Arbeitslohn, von den Krisen und endlich vom Zins (Profit). Über jede von diesen Fragen existieren zuweilen viele Dutzende einander widersprechender, teils paralleler, teils einander durchkreuzender Theorien, die einander bisweilen völlig negieren, bisweilen den Gesamtbau oder einzelne Teile einer fremden Theorie ergänzen oder entwickeln. Ein besonderes Glück hat in dieser Beziehung die Zinstheorie gehabt, deren Erklärung eine auffallend grosse Menge von den allerverschiedensten Versuchen gewidmet ist, aber ungeachtet der schon existierenden grossen Anzahl fahren immer neue und neue diesbezügliche Versuche fort zu erscheinen, die teils irgendein „neues Wort“ auszusprechen bestrebt sind, teils nur das vor ihnen Gesagte modifizieren und vervollständigen. Unter solchen Bedingungen mit irgendeiner neuen Zinstheorie aufzutreten wäre zu anspruchsvoll und könnte schwerlich auf Erfolg rechnen: aber das, was ich auf diesen Seiten vorzulegen beabsichtige, ist im Grunde genommen keine neue Theorie, sondern bloss eine gewisse Modifizierung und Entwicklung einiger schon augenblicklich in der Wissenschaft vorhandener Theorien. Dieser mein Standpunkt ist um so begreiflicher, als in einer Reihe von Theorien, meiner Ansicht nach, lange nicht so viele und so schroffe Gegensätze vorhanden sind, wie das einige Kritiker darzustellen suchen, darunter auch der allgemein anerkannte massgebende Kenner dieses Gebietes der ökonomischen Wissenschaft, v. Böhm-Bawerk.

Mir scheint, dass es viel richtiger ist, statt schroff und kategorisch etwas in einer ganzen Gruppe von Theorien und nicht bloss in einzelnen Konstruktionsversuchen Niedergelegtes zu verneinen, den Versuch zu machen darin die vernünftigen Beweggründe ausfindig zu machen, die viele hervorragende Nationalökonomien zwangen eine Reihe von solchen Ansichten zu hegen und sie energisch zu verfechten, und viele von ihnen antrieben sogar nach geraumen Zeitabständen beharrlich immer wieder zu ihnen zurückzukehren. Mir scheint es, dass es bis jetzt keine einzige Theorie gibt, die in dieser Frage die ganze Fülle der Wahrheit enthält: vielmehr kann man behaupten, dass in vielen von jenen Theorien Körnchen Wahrheit verstreut sind und dass sie alle nur Versuche darstellen, ein und denselben Gegenstand von verschiedenen Standpunkten zu betrachten.

Im Zusammenhang mit einem derartigen Herantreten an die

Lösung der Frage und die Bestimmung des spezifischen Gewichtes nicht nur verschiedener einzelner Zinstheorien, sondern auch ganzer Theoriengruppen, kann man sich z. B. mit einer ultra-negierenden und völlig schonungslosen Kritik und einem Überbordwerfen der gesamten grossen Gruppe der von Böhm-Bawerk so genannten Produktivitäts- und Nutzungstheorien nicht einverstanden erklären. In dieser Beziehung hat man über die Kritik der sozialistischen Lehren vom Profit seitens Böhm-Bawerks die vollkommen richtige Bemerkung gemacht, dass seine ganze Einstellung bei dieser Kritik von der von ihm selbst aufgestellten Lehre vom Zinse ausgeht, und von diesem Standpunkt aus erweist sich all das, was mit dieser Theorie nicht im Einklang steht, von vornherein sofort als falsch. Deswegen kann derjenige, der die Konstruktion Böhm-Bawerks auf diesem Gebiete nicht voll und ganz annimmt, sich schwerlich ohne jeden Vorbehalt mit seiner Kritik einverstanden erklären, obwohl sie in verschiedener Hinsicht wertvoll ist<sup>1)</sup>. Man kann sagen, dass von diesem Standpunkt aus die gesamte Kritik Böhm-Bawerks einen äusserst subjektiven Charakter trägt und den endgültigen Proberstein, auf dem er die Wahrheit dieser oder jener Theorie feststellt, nicht ihre objektiven Vorzüge und Nachteile bilden, sondern der Umstand, in welchem Grade sie mit der Theorie des Kritikers, d. h. mit seiner Agiotheorie harmoniert.

## II.

Ein Kardinalproblem und vielleicht das wichtigste in der Lehre vom Kapitalzins oder Kapitalprofit ist das der Produktivität des Kapitals<sup>2)</sup>. Was seine technische Produktivität anbetrifft, d. h. die

1) L. von Bortkiewicz. Böhm-Bawerks Hauptwerk in seinem Verhältnis zur sozialistischen Theorie des Kapitalzinses. Archiv für die Geschichte des Sozialismus und der Arbeiterbewegung, hrsg. v. Prof. C. Grünberg. Elfter Jahrgang. Leipzig 1925. S. 162—163.

2) Was die im weiteren angewendete Terminologie anbetrifft, so gebrauche ich für die Bezeichnung desjenigen Plus, das als Resultat der Produktionstätigkeit im kapitalistischen Prozess realisiert wird, hauptsächlich das Wort „Profit“, obwohl manchmal, im Zusammenhang mit der Besprechung anderer Theorien, auch der vielleicht noch mehr übliche Terminus „Zins“ vorkommt. Meiner Meinung nach wäre es am richtigsten, wie das schon in der Literatur vorgeschlagen worden ist, das ökonomische Resultat der Anwendung von Kapital in der Produktion als „Profit“ und dasjenige der Ausleihetätigkeit als „Zins“ zu bezeichnen.

These, dass mit Hilfe von Anwendung des Kapitals die Produktivität der Arbeit steigt und eine vergrösserte Anzahl von Produkten erzeugt wird, so erfordert sie keine besonders ausführlichen Beweise, da sie ganz augenfällig ist. Auf dieser Tatsache beruht überhaupt der gesamte Prozess der technischen Vervollkommnung der Produktion, der Anwendung verschiedener Maschinen und Werkzeuge. Durch diesen Umstand erklärt sich die Bedeutung der Anwendung von Kapital im Produktionsprozess, im Sinne besserer technischer Ausgestaltung, die Bedeutung „der Umwege“ in der Produktion — nach der Terminologie von Böhm-Bawerk. Eine andere Sache ist die Erklärung dieser Steigerung der technischen Leistungsfähigkeit der kapitalistischen Produktion (wiederum im Böhm-Bawerkschen Sinne), und diese Erklärung liefern uns in ausserordentlich ähnlichen Ausdrücken zwei so grundverschiedene Schriftsteller, wie Rodbertus und der schon erwähnte Böhm-Bawerk.

Diese Frage schliesst sich an eine andere an, die schon längst in der nationalökonomischen Literatur hervorgehoben worden war, nämlich an die Frage nach der selbständigen Produktivkraft des Kapitals. In Bezug auf diese letztere kamen beide von uns erwähnten Autoren bekanntlich zu einem negativen Schluss, und hielten für Quellen der Produktivkraft ausschliesslich die Natur und die Arbeit. „Der Begriff der Produktivität“, sagt Rodbertus, „drückt das Verhältnis der Kosten (Arbeit) des Produkts zu dessen Nutzbarkeit aus. Je grösser das Produkt nach Quantität und Qualität im Verhältnis zur Arbeit, die es gekostet, ist, desto höher ist die Produktivität der Arbeit. — Die Produktivität kann daher nur dadurch grösser werden, dass die Natur immer mehr der Arbeit zu Hülfe kommt, dass der Mensch zum Teil die Natur für sich arbeiten lässt...“

Aber die Natur kommt dem Menschen selten unmittelbar von selbst zu Hilfe. Er muss diese Naturkraft noch seinen Zwecken anpassen, und das wird erreicht mit Hilfe von vermittelnder Arbeit, die nicht unmittelbar auf das Produkt selbst gerichtet ist, sondern auf das Schaffen eines gewissen Umwegs, der aber dafür rascher zum Ziel führt<sup>1)</sup>. „Soll seine Arbeit durch diesen Umweg produktiver werden, so

1) Charakteristisch ist hier unter anderem sogar das völlige Übereinstimmen des Terminus „Umweg“ bei Rodbertus und Böhm-Bawerk, der selbst die Behandlung dieser Frage über das Kapital durch Rodbertus sehr hoch schätzt. S. E. v o n B ö h m - B a w e r k. Positive Theorie des Kapitals. 4. Aufl. S. 107. Fussnote 1.

muss offenbar die mittelbare Arbeit, die er erst zur Unterwerfung der Naturkräfte aufwendet, und die unmittelbare Arbeit, die demnächst von jenen Naturkräften unterstützt wird, zusammen genommen, ein grösseres Quantum Nutzbarkeit herstellen, als wenn die mittelbare Arbeit auch gleich unmittelbare gewesen wäre. Meistens lassen sich die Kräfte der Natur nur in „Werkzeugen“ unterwerfen, dies Wort im weitesten Sinne genommen, in welchem sowohl der Graben auf dem Felde, wie die Dampfmaschine, wie der Hilfsstoff, der etwa zu einer chemischen Scheidung gebraucht wird, so genannt wird. Der Mensch muss, um seine Arbeit produktiver zu machen, in der Regel erst seine Arbeit auf ein Werkzeug richten, und sich in diesem die Naturkraft dienstbar machen, die ihm mehr, als er sonst vermocht hätte, von dem Produkt, auf das es ihm im Grunde allein ankommt, herzustellen behülflich ist. — Meistens geht auch jede neue Steigerung der Produktivität auf diesem Wege vor sich<sup>1)</sup>.

Auf diese Weise entsteht, nach der Meinung von Rodbertus, die Steigerung der Produktivität der Arbeit, die einzig und allein eine produktive Bedeutung hat, nur dank der vermehrten Förderung seitens der Naturkräfte. Ein solches Einfangen der Kräfte der Natur erweist sich meistens nur infolge von Schaffung von Werkzeugen als möglich, aber da diese letzteren einen vorhergehenden Aufwand von Arbeit erfordern, so kann ihnen keine selbständige Bedeutung zugeschrieben werden. Dieses Einfangen der Naturkräfte bildet auch in den Augen Böhm-Bawerks das wesentlichste Verdienst des Kapitals. Aber während bei Rodbertus die erste Stelle beim Schaffen von Gütern die Arbeit einnimmt, hebt Böhm-Bawerk auch die Natur, d. h. die Naturkräfte, in ihrer Eigenschaft als anfängliche Quelle beim Schaffen von Gütern auf die gleiche Stufe. „Alles, was wir in der Produktion erreichen, ist so das Ergebnis von zwei — und nur zwei — elementaren Produktivkräften: Natur und Arbeit. Es ist dies einer der sichersten Gedanken der Produktionstheorie“<sup>2)</sup>. Das Kapital ist für ihn nur „Werkzeug der Produktion“, eine nebensächliche Ursache, ein Verhältnis nützlicher Naturkräfte, aber keineswegs direkte Quelle und unmittelbare Bedingung für vorteilhafte Schaffung von Gütern. Nichtsdestoweni-

1) Carl Rodbertus-Jagetzow. Das Kapital. Vierter sozialer Brief an von Kirchmann. Berlin 1884. S. 235—237.

2) v. Böhm-Bawerk. Positive Theorie des Kapitals. Jena 1921. S. 109.

ger aber schafft die Anwendung von Kapital den Vorzug grösseren technischen Erfolges. Mit ebensolch einem Aufwand an Arbeit und Naturkräften kann man nicht auf geradem Wege, sondern mit Hilfe eines kapitalistischen Umweges, d. h. durch Herstellung irgendeines Werkzeugs u. s. w. ein grösseres Quantum oder bessere Güter schaffen, als auf dem direkten Wege einer Produktion ohne Kapital. Eine Erklärung dafür findet Böhm-Bawerk bekanntlich darin, dass dank diesen vorteilhaft gewählten Umwegen aus der kolossalen Schatzkammer der Naturkräfte neue Kräfte zur Hilfe hinzugezogen werden, deren Tätigkeit sich als sehr nützlich für die Schaffung von Gütern erweist. Diesem Vorzug der kapitalistischen Produktion stellt er den damit verbundenen Nachteil gegenüber, den er in einem gewissen Opfer an Zeit sieht. Die kapitalistischen Umwege schaffen eine grössere Anzahl Nutzungsgüter und bessere, aber nur in einem entfernten Zeitmoment<sup>1)</sup>.

Jedes einzelne Kapital bildet nach den Worten Böhm-Bawerks „ein Behältnis nutzbarer Naturkräfte“, und deswegen wurden seine Funktionen richtig und treffend bezeichnet als ein „Einfangen von Naturkräften“, aber daraus kann man nicht den Schluss von einer selbständigen Produktivkraft des Kapitals ziehen. Ebenso kann man in dem Falle, wenn ein Mensch auf einen anderen einen Stein wirft und ihn tötet, nicht sagen, dass der Stein die Schuld am Morde trage, da er nur ein vermittelndes Werkzeug des Verbrechens ist; genau so ist auch das Kapital nur ein Mittel. „Das Kapital ist ein Zwischenprodukt von Natur und Arbeit, weiter nichts. Seine eigene Entstehung, sein Dasein, sein Weiterwirken sind nichts als Etappen im ununterbrochenen Wirken der wahren Elemente Natur und Arbeit“<sup>2)</sup>.

Auf diese Weise unterscheidet sich in gewissem Sinne der Standpunkt Böhm-Bawerks in betreff des Kapitals recht wesentlich von den Meinungen einer ganzen Reihe von „bürgerlichen“ Nationalökonomern, was er auch selbst hervorhebt. „Wir dürfen also“, sagt er, „getrost das Kapital aus der Liste der selbständigen Produktivkräfte streichen, wie dies schon längst ein Teil der englischen (klassischen M. K.) Schule und später die Sozialisten getan haben. Allerdings in einer nicht ganz zutreffenden Form. Sie erblicken in der Wirksamkeit des Kapitals nur die Wirksamkeit der zu sei-

---

1) v. Böhm-Bawerk, op. cit. S. 107 ff.

2) Böhm-Bawerk, op. cit. S. 129—132.

ner Erzeugung verwendeten Arbeit; sie erklären das Kapital als „aufgespeicherte vorherige Arbeit“. Das ist falsch. Das Kapital ist — um in derselben Redeform zu bleiben — nur zum Teil aufgespeicherte Arbeit, zum Teil ist es auch aufgespeicherte wertvolle Naturkraft. Es ist das Mittelglied, durch welches hindurch beide originären Produktivkräfte ihre Wirksamkeit entfalten.“ Diese Erwägung illustriert Böhm-Bawerk durch das Beispiel eines Blitzableiters, in dem das Gold, das als Kapital zu der Vergoldung dieses Blitzableiters diente, seine Wirksamkeit nicht nur der Arbeit des Bergmannes verdankt, der das Golderz gewinnt und läutert, sondern auch der Natur, die das wertvolle Golderzlager dargeboten hat<sup>1)</sup>. Zur Vervollständigung des Bildes könnte man, meiner Ansicht nach, in dieser Beziehung noch die Erwähnung der Bedeutung des gelehrten Erfinders des Blitzableiters ergänzend hinzufügen. Aber wie dem auch sei: obwohl also das Kapital keine selbständige Produktivkraft besitzt, sondern sie der Arbeit und der Natur, deren Verbindung es ist, entlehnt, sind bei Böhm-Bawerk an der technischen Produktivkraft des Kapitals nie Zweifel entstanden. Das wird von ihm an vielen Stellen seines in gewissem Sinne klassischen Werkes bestätigt, sowohl im kritischen, als auch im dogmatischen Teil, und endlich basiert auf dieser Produktivkraft seine selbständige Theorie vom Zins, — jedenfalls derjenige Teil derselben, der den grösseren Vorteil der Produktionsmittel, die den früheren Perioden entstammen, behandelt.

Aber die Erzeugung einer grösseren Menge von Produkten ist, wie Böhm-Bawerk mehrfach betont, noch lange nicht gleichbedeutend mit gleichzeitiger Schaffung eines grösseren Wertes. Dieser Unterschied wurde von ihm in seiner Kritik der Gruppe der sogenannten Produktivitätstheorien besonders entschieden hervorgehoben. In der Kritik dieser Gruppe von Theorien richtet Böhm-Bawerk seine Aufmerksamkeit hauptsächlich auf die von allen ihren zahlreichen Vertretern begangene Verwechslung der Produktion eines grösseren Quantum von Gütern mit der Produktion eines grösseren Wertes. „Mehr produzieren“, „produktiver Mehrerfolg“ kann zweierlei bedeuten: entweder mehr Güter produzieren oder mehr Wert produzieren, was keineswegs identisch ist. Um die verschiedene Sache auch im Namen auseinanderzuhalten, sagt Böhm-Bawerk, will ich die Fähigkeit des Kapitals, mehr Güter hervorzubringen, als

---

1) v. Böhm-Bawerk, op. cit. S. 135.

physische oder technische Produktivität, seine Fähigkeit, mehr Wert hervorzubringen, als Wertproduktivität des Kapitals bezeichnen“<sup>1)</sup>. Mit andern Worten deutet Böhm-Bawerk hier das an, was, nach den Worten des Prof. P. Struve, in der Theorie der politischen Ökonomie ganz klipp und klar als zwei Aspekte der Produktion unterschieden und getrennt werden muss: „einerseits der „natürliche“ Aspekt — die Produktion als Prozess der Erzeugung von „Gütern“ oder „Produkten“, und andererseits der „wirtschaftliche“ Aspekt — die Produktion als Prozess der Bildung von „Werten““<sup>2)</sup>.

Nach Meinung Böhm-Bawerks müsste es selbstverständlich sein, dass, wenn die Fähigkeit des Kapitals zur Erzeugung von Gütern überhaupt oder zur Herstellung von mehr Gütern bewiesen ist, dieses noch kein Grund ist „eine Kraft des Kapitals zur Erzeugung von mehr Wert, als man sonst hätte erzeugen können, oder wohl gar von mehr Wert als es selbst hat, für bewiesen zu halten“<sup>3)</sup>. Deswegen muss jeder, der sich die Erklärung gerade dieser Steigerung des Wertes zur Aufgabe macht, die Ursache oder die Quelle der Entstehung „des Mehrwertes“ erklären, um den Ausdruck von Marx zu gebrauchen. „Das Problem wird also genauer bestimmt lauten: warum ist der Bruttoertrag des Kapitals regelmässig mehr wert, als die in seiner Erlangung aufgezehrten Kapitalteile? oder mit noch andern Worten: warum besteht eine ständige Wertdifferenz zwischen dem aufgewendeten Kapitale und seinem Ertrage?“<sup>4)</sup>. Zur Erklärung dieser Ursache dienten auch die zahlreichen Produktivitätstheorien und ebenso auch deren Abart, die Nutzungstheorien (nach der Terminologie von Böhm-Bawerk), wobei sowohl die einen als auch die anderen, nach Meinung Böhm-Bawerks, ihre Aufgabe durchaus ungenügend gelöst haben.

Ich stelle mir nicht zum Ziel an diesem Ort eine Revue aller Theorien dieser Gruppe abzuhalten, die im Werke Böhm-Bawerks besprochen werden, was zu viel Raum und Zeit erfordern würde, obwohl es meiner Ansicht nach vollkommen zweckmässig

1) v. Böhm-Bawerk. Geschichte und Kritik der Kapitalzinstheorien. 4. unveränderte Auflage. Jena 1921. S. 97.

2) Peter Struve. Wirtschaft und Preis. Forschungen zur Theorie und Geschichte des wirtschaftlichen Lebens, Teil II, Lieferung 1. Moskau 1916. S. 3 (russisch).

3) v. Böhm-Bawerk. Geschichte etc. S. 99.

4) Böhm-Bawerk, op. cit. S. 101.

wäre<sup>1)</sup>, und ich werde mich nur auf einige wenige Beispiele beschränken.

Wie wir wissen, wird die technische Produktivität des Kapitals von Böhm-Bawerk in genügendem Masse anerkannt, zumal da seine eigene Theorie vom Zins auch zur Zahl der „motivierten“ Produktivitätstheorien gehört. Die Frage nach der Schöpfung des Stoffes und dem Gesetz der Erhaltung der Materie lassen wir hier völlig beiseite<sup>2)</sup>. Prof. Struve, der betont, dass in der Natur überhaupt keine Schöpfung von Materie vor sich geht, behauptet trotzdem, dass „in gewissem, weniger philosophischem und mehr naivem und naturalistischem Sinne die vegetativen Prozesse der Natur ein Mehrprodukt schaffen“ . . . Aber diese von ihm aufgestellte These, nämlich dass das Mehrprodukt nur von vegetativen Prozessen erzeugt wird, „bedeutet, dass nur im Falle dieser Prozesse, eine materielle und natürliche Vergleichbarkeit des Zuwachses mit den ihn erzeugenden „Produktivkräften“ zutage tritt. Dort, wo eine solche Vergleichbarkeit nicht besteht, ist ein bewertender Vergleich von „Aufwand“ und „Ertrag“ (oder „Einkommen“) unvermeidlich“<sup>3)</sup>. Aber diese Verschiedenheit ist eine nur rein äusserliche oder eine nur „natürliche“. Dem Wesen nach wird auch bei einem vegetativen Prozesse, jedenfalls in der wirtschaftlichen Sphäre, ein nur „bewertender“ Vergleich richtiger sein. Was nun die produktiven Resultate der verschiedenen Arten der Produktion anbetrifft, die der industriellen einbegriffen (besonders die der kapitalistischen, als der technisch vollkommeneren), so kann man sie nicht nur bewertend, sondern auch materiell mit weniger vollkommenen Arten derselben vergleichen. Aber natürlich nicht im Sinne der „Erschaffung“ eines neuen Stoffes, den es im höchsten, philosophischen Sinn ja auch in der Natur nicht gibt, sondern nur als ein zur Verfügung des Menschen Stellen, d. h. die Möglichkeit die Bedürfnisse der Menschen zu befriedigen, wor-

1) Bisher wurde Böhm-Bawerks kritische Sichtung der verschiedenen Theorien von vielen in zu hohem Masse auf Treu und Glauben angenommen und rief keine so notwendige Prüfung und Antikritik hervor, die sehr nützlich und fruchtbar wären gerade wegen der eigenartigen Stellungnahme Böhm-Bawerks in betreff der von ihm besprochenen Theorien, worauf wir schon oben hingewiesen haben.

2) Siehe in diesem Anlass den Hinweis bei Struve auf Bacon und Pietro Verri, die von Marx in seinen „Theorien über den Mehrwert“ zitiert werden: Struve, op. cit. S. 9.

3) Struve, op. cit. S. 9 und 15.

auf ja die gesamte wirtschaftlich produktive Tätigkeit beruht. Rufen wir uns in dieser Beziehung die unzählige Male angeführten und allen bekannten Beispiele der Erhöhung der Resultate der Produktionsprozesse ins Gedächtnis: den Fischfang mit Hilfe von Netzen und eines Bootes, die erhöhte Gewinnung von Mineralien mit Anwendung von vervollkommeneten Werkzeugen u. s. w. Natürlich sind überhaupt alle industriellen Prozesse immer in diesem oder jenem Grade mit vegetativen Prozessen verbunden: die Textilindustrie — mit Baumwolle, Jute, Flachs, Wolle, die Schuhwarenindustrie — mit Leder, die meisten Industriezweige überhaupt — mit Heizmaterial und endlich mit Menschenkraft, die auch in gewissem Grade das Resultat eines natürlichen Prozesses ist, der dem vegetativen analog ist<sup>1)</sup>.

Jede normale und einigermassen zweckmässig geleitete Produktion hat immer zum Ziel eine Vergrösserung der Menge der sich in den Händen der Menschen befindenden Produkte. Ganz gleichgültig, ob sich das auf den ursprünglichen Ackerbau bezieht oder auf die Viehzucht, oder auf das primitive bearbeitende Gewerbe, — überall bezweckt die Arbeit die Gewinnung eines Mehrproduktes im Vergleich zum Produktionsaufwand, obwohl in diesen Anfangsperioden leitendes Motiv nur Befriedigung von Bedürfnissen ist, aber dabei doch eine möglichst gute und volle. Dort, wo die Natur am offenkundigsten gemeinsam mit dem Menschen arbeitet, ist das ganz augensichtlich: der Ertrag der Ernte ist gewöhnlich grösser als seine Komponenten — die eingesäten Samenkörner und der Aufwand an landwirtschaftlicher Arbeit; er bildet nicht die Summe der ihn zusammensetzenden Elemente, sondern eher ihr Produkt. Dasselbe findet auch in der Viehzucht statt. Unter normalen Verhältnissen ergeben die Herden einen Zuwachs, ganz abgesehen von der Benutzung der Produkte der Viehzucht: Milch, Fleisch, Wolle, Felle u. s. w.

Aber auch in der bearbeitenden Gewerbetätigkeit findet dasselbe statt. Der vom Bauern hergestellte Schlitten oder Karren, der vom Tischler gezimmerte Tisch bilden keineswegs eine blosser Summe des Wertes der bearbeiteten Materiale plus den Aufwand an Arbeit, sondern dem Werte nach etwas bedeutend Grösseres. Und eine solche erhöhte Bewertung dieser hergestellten Produkte

---

1) Auf diese Prozesse stützt auch Hainisch seine Erklärung der ursprünglichen Entstehung des Zinses. Siehe Dr. Michael Hainisch, „Die Entstehung des Kapitalzinses“ in „Festgaben für Adolf Wagner zur siebenzigsten Wiederkehr seines Geburtstages“. Leipzig 1905. S. 313 u. 326.

wird sich unabhängig davon ergeben, ob wir von einer objektiven oder subjektiven Werttheorie ausgehen. Im ersteren Falle werden wir von der Vorstellung der schöpferischen Kraft der Arbeit ausgehen, die es dem Arbeiter möglich macht, nicht nur im Produktionsprozess den Wert seiner Arbeit (die Kosten ihrer Produktion) zu reproduzieren, sondern noch etwas Grösseres: den Mehrwert<sup>1)</sup>. Die entgegengesetzte Lösung der Frage in bezug auf die Industrie im Vergleich mit der Landwirtschaft würde uns von neuem zu der längst überlebten physiokratischen Theorie zurückwerfen von der Unproduktivität einer jeden anderen Tätigkeit, ausser der, wo wir besonders offenkundig die Naturkräfte in Form des Erdbodens vor uns haben. Aber ebenso steht es auch, falls wir die subjektive Werttheorie annehmen. Vom Standpunkt des Konsumenten von Produkten, ihres Grenznutzens, der subjektiven Bewertung der hergestellten Produkte müssen die Resultate der Arbeit viel höher eingeschätzt werden, als die zu ihrer Herstellung benutzten Elemente. Der Grenznutzen des Tisches wird grösser sein, als der Grenznutzen des zu seiner Herstellung gebrauchten Holzes und der Tischlerarbeit. Wenn das anders wäre, so würde der Arbeiter sich nicht mit dieser Produktion beschäftigen, sondern würde das Holz irgendwie anders verwenden, sagen wir: als Heizmaterial; ebenso würde er auch seine Arbeit und seine Zeit anders ausnutzen, vielleicht sogar vollkommen ausruhen. Aber offenbar überwiegt die Wertschätzung des künftigen Tisches und der Wunsch ihn zu haben alle übrigen Erwägungen und treibt ihn dazu an, anstatt sich einem *dolce far niente* hinzugeben und das Material unbenutzt liegen zu lassen, die Arbeit zu beginnen. Unter den sich ihm bietenden Möglichkeiten trifft der Arbeiter die Wahl zugunsten der Arbeit an der Herstellung des Tisches. Wie wir es ausgezeichnet wissen, besteht aus solchen Alternativentscheidungen ein bedeutender Teil der Tätigkeit unseres Lebens. Aber in dieser Tätigkeit gehen wir vom Prinzip des höchsten subjektiven Nutzens, mit anderen Worten — vom Werte aus<sup>2)</sup>.

Wenn wir nun hierbei die Frage stellen, wie es komme, dass das Resultat der Produktion grösser ist, als die Summe ihrer Bestandteile, so bietet, wie mir scheint, die Antwort darauf keiner-

---

1) Die Höhe dieses letzteren im Vergleich zum Aufwand an Arbeit und Kapital in der Produktion lassen wir vorläufig ausser Acht.

2) Über die Vermehrung der Produkte in der Produktion siehe auch bei G. Cassel, Theoretische Sozialökonomie, S. 30/31 u. 48.

lei besondere Schwierigkeit. Natürlich gibt es in der Natur nichts Neues, wenn man vom Prinzip der Ewigkeit der Materie ausgeht, und im Tisch, wie auch in jeder anderen Sache, sind nur die Elemente enthalten, die in dieser oder jener Form schon früher in der Natur existierten, aber vom Standpunkt des Menschen, — und nur diesen Standpunkt können wir im Auge haben, — vom wirtschaftlichen Standpunkt wird das Produkt der Arbeit, in dem immer in höherem oder niedrigerem Grade Naturkräfte enthalten sind, gerade deswegen Produkt und nicht Summe genannt, weil es Resultat der Multiplikation und nicht der Addition ist und zuweilen seine Bestandteile bedeutend übersteigt. Das geschieht deshalb, weil häufig nur bei Vereinigung bestimmter Faktoren solche Resultate erzielt werden, die für keinen einzelnen dieser Faktoren möglich wären, während letztere in ihrer Gesamtheit etwas Neues zustande bringen: solche Vereinigungen lassen in der Physik neue Kräfte entstehen (die Elektrizität, die Dampfkraft), in der Chemie führen sie zur Entdeckung neuer Elemente, was freilich äusserst selten vorkommt, häufiger aber bilden sie neue Kombinationen von Elementen, die etwas wesentlich Verschiedenes von den ursprünglichen Elementen sind, aus denen sie bestehen, u. s. w. Am klarsten ist das für uns dann, wenn wir jenes schwer erfassbare Imponderabile vor uns haben, das wir Talent nennen. Denn niemand wird den Wert des Bildes eines berühmten Künstlers auf Grund der Kosten der von ihm verbrauchten Farben und Leinwand sowie des Wertes seiner Arbeitsstunden berechnen; niemand wird vom Standpunkt der Bewertung den Effekt des musikalischen Auftretens eines berühmten Klavierkünstlers nach dem Werte der in dieser Zeit abgenutzten Teile des Klaviers, den Kosten der Beleuchtung, der Miete des Saales und wiederum, ausgehend vom Werte qualifizierter musikalischer Arbeit, nach den Arbeitsstunden des Musikers schätzen. Wenn wir hier in die Zahl der den Wert erzeugenden Faktoren das Talent einschliessen, so bekommen wir einen riesigen Mehrwert, der von dem Maler und dem Pianisten selbst oder von einem Entrepreneur und einem Kunsthändler realisiert werden kann. Aber das, was sich hier in ausserordentlich gesteigertem Grade äussert, sehen wir bei jeder zweckmässig angewandten, gelungenen Arbeit. Sie erzeugt immer einen Mehrwert oder kann einen solchen erzeugen. Die Frage, wer diesen Mehrwert erhält, der Arbeiter selbst oder der Unternehmer, ist schon eine Frage ganz anderer Ordnung, die zum Gebiete der Verteilung und nicht zu dem der

Produktion gehört, von dem bei uns eben die Rede ist. Überall in den obigen Beispielen sprachen wir natürlich vom Werte der Arbeit, vom Produktionswert, vom objektiven Wert, — wenn man aber zur Wertschätzung derartiger Gegenstände vom Standpunkt subjektiver Bewertung herantritt, von der des Grenznutzens, sagen wir, des Genusses an der musikalischen Aufführung, so werden wahrscheinlich diese Wertungen z. B. bei tausend Zuhörern des Konzertes völlig verschiedene und einander gar nicht ähnliche sein, und sogar bei ein und demselben Hörer werden sie nicht gleich sein, je nach diesen oder jenen Erlebnissen, Stimmungen, persönlichen Angelegenheiten und dgl. Deswegen lassen wir dies subjektive Moment beiseite.

Die zweite Seite des Problems, nämlich die Frage, in welchem Grade an der Herstellung dieses vermehrten Produkts (des wertvolleren Produkts ohne Bezug auf seine faktische Realisierbarkeit auf dem Marke) die eigentliche Arbeit des Menschen und in welchem die Naturkräfte beteiligt sind, ist auch eine Frage anderer Ordnung, mehr eine quaestio facti. Unter den einen Bedingungen arbeitet die Natur mehr, unter anderen weniger. Die gesamte Entwicklung der kapitalistischen (im technischen Sinne des Wortes) Industrie besteht gerade in immer stärkerem Einfangen der Naturkräfte, in ihrer Bezwungung und Nötigung zum Nutzen des Menschen zu arbeiten. Gerade so beurteilen ja die Bedeutung und den Charakter der Anwendung des Kapitals sowohl Rodbertus als auch der mehrfach erwähnte Böhm-Bawerk<sup>1)</sup>. Aber jedenfalls nehmen an der Produktion in verschiedenem Grade beide Faktoren teil: die Natur und die Arbeit, und auch das Kapital, als kondensierte Arbeit und als Mittel intensiveren Einfangens der Naturkräfte. Die Anwendung des einen und des anderen lässt in den verschiedenen Arten der Produktion verschiedene Kombinationen zu. Wenn wir z. B. die Arbeit betrachten, so ist ihre Fähigkeit zur Schaffung und Vermehrung von Werten unendlich verschieden. Fügt der Weber der Textilfabrik (falls wir im gegebenen Moment nur seine Arbeit in Betracht ziehen) zu den im Prozess der Produktion des Gewebes verbrauchten Elementen, die Kosten des Faktors „Arbeit“ mit einbegriffen,  $x$  hinzu, so kann die Arbeit des Schriftstellers die Elemente des Wertes des von ihm verfassten literarischen oder wissenschaftlichen Werkes, d. h.

---

1) Siehe oben, S. 8—10.

den Wert des Papiers, der Tinte, die Produktionskosten seiner eigenen Arbeit oder bei schon gedruckten Werken — die Kosten des Druckes und die übrigen Ausgaben, vielleicht um 100 x vermehren, aber das Wesen der Dinge bleibt dabei unverändert: im einen wie im anderen Falle wurde ein Mehrwert geschaffen, der den Wert der einzelnen Elemente übersteigt, aus denen das endgültige Produkt besteht. Die Vereinigung der Naturkräfte mit den Kräften des Menschen gleicht in dieser Beziehung der Befruchtung, die ein neues Element hervorruft, während die alten Grundelemente, die es erzeugt haben, in voller Kraft und Unantastbarkeit erhalten bleiben. In diesem Sinne ist jede Produktion ein Schaffen; Schaffen ist aber immer die Erlangung von etwas Neuem oder wenigstens von einer neuen Kombination der vorhandenen Elemente.

Rufen wir uns hierbei in Erinnerung, wie wir darauf schon oben hingewiesen haben, dass jedes Kapital (im Sinne eines bestimmten Wertes, eines bestimmten konkreten Gutes, und folglich auch alle Werkzeuge und Maschinen) das Resultat der Arbeit und des Bodens ist, wobei wir unter Boden alle entsprechenden Kräfte und Wirkungen der Natur verstehen. Deswegen kommen auch in der Produktion, im Sinne der Anwendung von Kapital in derselben, die in ihr potentiell eingeschlossenen Kräfte der vorhergegangenen Arbeit und die Naturkräfte zum Vorschein, die von neuer lebendiger Arbeit befruchtet jenen Zuwachs in der Produktion des Wertes erzeugen (sei es im Sinne der Vergrößerung des Quantum oder in dem der Verbesserung der Qualität), welcher die Grundlage der Entstehung des Kapitalprofits oder Kapitalzinses bildet<sup>1</sup>).

### III.

Aber diese von uns oben angedeutete Fähigkeit der Arbeit in ihren Produkten einen Mehrwert zu schaffen tritt real nur unter gewissen Bedingungen zutage. Sie ist sozusagen potentiell in der Arbeit eingeschlossen, damit sie aber zu einem wirklichen Plus werden könne, das die Kosten der Produktion übersteigt, so dass daraus ein Profit entstehen kann, sind gewisse Prämissen

---

1) Siehe S. Budge. Grundzüge der theoretischen Nationalökonomie. Jena 1925. S. 124—125 und derselbe. Der Kapitalprofit. Jena 1920, passim.

notwendig. Insofern wir die Arbeit des Menschen als einen bestimmten Faktor der Produktion betrachten, können wir die Kosten ihrer Reproduktion unter bestimmten Orts- und Zeitumständen als etwas ganz Reales annehmen. Wenn wir, unserer Annahme gemäss, in jeder Produkteinheit ausser der Entschädigung des Wertes der zu seiner Herstellung benutzten Produkte noch ein gewisses Plus vorfinden, so wird in betreff der Arbeit und zuerst nur der Arbeit allein, wenn wir die Arbeit eines selbständigen Arbeiters betrachten, in dem von ihm im Laufe einer oder wohl auch zweier Stunden hergestellten Produkt mehr erzeugt, als zur Entschädigung der gerade in dieser Zeit verbrauchten physischen Energie des Arbeiters nötig ist. Aber die Arbeitskraft des Menschen kann nicht so mechanisch geteilt werden, wie die übrigen Elemente der Produktion; sie bildet ein gewisses Ganze, und deswegen ist zur Reproduktion der Arbeitskraft unbedingt ein gewisses Minimum nötig. Wenn ein Schuster täglich, sagen wir, vier Paar Stiefel herstellen kann und in jedem von diesen Paaren ein gewisses Plus ausser den zur Herstellung benutzten Elementen enthalten ist, so kann dieses letztere nur von einem gewissen Momente an zutage treten. Im vorliegenden Beispiel erarbeitet der Schuster vielleicht nur bei der Summierung des Plus von drei von ihm verfertigten Stiefelpaaren die Summe, die notwendig ist, um ihn und seine Familie im Laufe eines Tages zu ernähren und ihn morgen mit frischen Kräften seinen Arbeitstag beginnen zu lassen. Das Plus, das bei der Herstellung des vierten Paares gewonnen wird, wird schon das Mehrprodukt sein, das bei der Arbeit des Schusters in der Werkstatt eines Unternehmers die Möglichkeit der Entstehung eines Profits bietet, oder dem selbständigen Handwerker gestattet irgendwelche Ausgaben ausser den notwendigen zu machen oder seine Produktion zu vergrössern oder zu verbessern. Falls der Schuhmacher im angeführten Beispiel weniger als die beabsichtigten drei Paare verfertigt, sagen wir, zwei oder nur ein Paar, dann steht es anders, obwohl von jedem Paare ein gewisses Plus übrigbleiben wird im Verhältnis zu dem Quantum, das notwendig ist, um die während dieser Zeit verausgabte Arbeitsenergie zu ersetzen: weil der Arbeiter, unabhängig davon, ob er die ganze nötige Zeit arbeitet oder nicht, unbedingt eines gewissen Minimums von Entlohnung zu seiner Existenz bedarf, so können nun die von den einzelnen Teilen der Arbeit gewonnenen Plusse in ihrer Summe, im Vergleich zu dem für den Arbeiter Notwendigen, sich in ein Minus verwandeln, das die

Existenzmöglichkeit des Arbeiters in Frage stellt. Die Arbeit in ihren einzelnen Teilen wird ebenso produktiv im Sinne ihres technischen oder wirtschaftlichen Effektes sein, aber vom physiologischen oder sozialen Standpunkt, in Anwendung auf die Kraft des lebendigen Menschen, wird sie nicht den nötigen Effekt erzielen, sondern zu einem negativen Resultat führen, das gleichbedeutend mit dem Untergang des Arbeiters ist. Gerade darin besteht der wesentliche Unterschied des Faktors Arbeit von den anderen Elementen des Produktionsprozesses. Der Wert des Heizmaterials oder der Baumwolle kann in beliebigen Raten ersetzt werden, der Wert der Arbeitskraft aber muss unbedingt in einem Grade entschädigt werden, der nicht geringer ist, als die Sicherstellung ihrer weiteren Existenz benötigt.

Indem wir an dieses Moment herantreten, können wir uns das bekannte Beispiel von Marx in Erinnerung rufen, der die Entstehung des Mehrwertes <sup>1)</sup> zu erklären sucht. Er lässt einen Arbeiter in einem Unternehmen im Laufe der ersten 6 Stunden den Wert der bei der Produktion von Baumwollgarn verbrauchten Elemente zurückerstatten, den genau den notwendigen Kosten der Arbeit als Produktionsfaktors entsprechenden Lohn des Arbeiters mit einbegriffen, und deswegen ergibt sich für den Unternehmer kein Mehrwert, oder, mit anderen Worten, keine Möglichkeit eines Profits. Nur die Verlängerung der Produktionszeit und folglich auch die Vergrößerung der Anzahl der Arbeitsstunden über diese Grenze hinaus eröffnet eine solche Möglichkeit, deren Grösse von der Zahl dieser Überstunden abhängt, während deren das Mehrprodukt entsteht.

In solch einer Form können wir, in vollem Einvernehmen mit dem von uns oben Dargelegten, Marx folgen, denn bei jeder Art von Produktion gibt es eine bestimmte Grenze, bis zu deren Erreichung, vom Standpunkt der Entschädigung oder des Ersatzes der Arbeitskraft, sich kein Überschuss ergibt. Nur wenn diese Grenze überschritten ist, bietet sich für den Kapitalisten die Möglichkeit der Erlangung eines Profits und für den selbständigen Arbeiter — ein gewisses Plus, welches das für die Wiederherstellung der während der Arbeit verausgabten Muskel- und Nervenenergie notwendige Minimum übersteigt. Der wesentliche Unterschied zwischen meiner Ansicht und der Konstruktion von Marx

---

1) K. Marx. Das Kapital. Bd. I. 3. Aufl. Hamburg 1883. S. 166 u. ff.

besteht darin, dass nach Marx' Meinung die ersten Stunden der Arbeit gar kein Plus ausser der Deckung der Produktionskosten ergeben: ich dagegen glaube, dass dieses Plus während der ganzen Zeit der Arbeit gewonnen wird und die erste Produktionsstunde sich ihrem Wesen nach durch nichts von der zehnten oder zwölften unterscheidet. Die Sache ist nur die, dass bis zu einer gewissen Grenze das erlangte Resultat das zur Wiederherstellung der verbrauchten Arbeitskraft notwendige Minimum nur gerade erreichen und zuweilen sogar nicht einmal erreichen kann; und nur nach Überschreitung dieser Grenze sich die Möglichkeit eines Mehrwertes im Unternehmen, d. h. des Profites, für den Unternehmer eröffnet.

In dem obigen bekannten Beispiel von Marx wird ausser Acht gelassen, was von seinem Standpunkt aus ganz natürlich ist, dass zwar, wenn man den Arbeiter im Laufe der 6 ersten Stunden arbeiten lässt, die notwendigen Produktionskosten ersetzt werden, ohne dass sich ein Mehrwert ergibt, dass aber bei einer Verkürzung der Arbeitszeit bis zu 5 Stunden alle übrigen Ausgaben gedeckt wären, ausser der Arbeitskraft, die von den Resultaten der Produktion kein Äquivalent erhalte, das zu ihrer Aufrechterhaltung in normalem Zustande notwendig wäre. Auf diese Weise ergibt sich auch hier eine gewisse untere Grenze, die Marx als Resultat einer Vereinbarung zwischen dem Arbeiter und dem Unternehmer erklärt, die vorher auf dem Marke beim Ankauf der Arbeitskraft nach dem Werte ihrer Reproduktion abgeschlossen war; aber dieses kann man auch auf die Weise erklären, wie wir das im gegenwärtigen Falle getan haben. Nämlich schon in den ersten sechs Stunden erzielt die Arbeit des Arbeiters nicht nur einen Lohn, der genügend ist zum Unterhalt des Arbeiters im Laufe von diesen sechs Stunden, sondern nach Marx' Meinung einen solchen, der nicht nur ihn selbst, sondern gewöhnlich auch seine Familie im Laufe eines ganzen Tages sicherstellt. Das Resultat der Produktion des Arbeiters im Laufe der weiteren sechs Stunden wird, wie Marx behauptet, schon überhaupt nicht mehr entschädigt, sondern wird zur Quelle des Mehrwertes oder des Profites des Kapitalisten. Jedoch dasselbe Resultat und unter denselben Bedingungen könnte auch auf die Weise erreicht werden, dass der Unternehmer den Arbeiter auch im vollen Werte der Reproduktion seiner Arbeitskraft entschädigt, aber schon vorher beabsichtigt ihn nicht 6, sondern 12 Stunden arbeiten zu lassen, indem er bei der Kalkulation vom Werte des Produktes einer jeden Stunde einen bestimmten Teil abzieht, um den verabredeten

Arbeitslohn auszahlen zu können und gleichzeitig auch den Mehrwert ratenweise zusammenzustellen. Das Endresultat wäre dasselbe.

Notwendig ist die Möglichkeit, dass durch Summierung der Überschüsse, die sich von jeder Stunde oder von jedem Paar der vom Arbeiter verfertigten Stiefel ergeben, ein bestimmtes Quantum erreicht werde, das die nötigen Kosten der Ware Arbeitskraft übersteigt. Aber diese Überschüsse werden potentiell bei einer gewissen Anstrengung des Arbeiters und bei einem gewissen Grade der Produktionstechnik während der ganzen Zeit der Produktion erzielt. In den verschiedenen Branchen der menschlichen Tätigkeit und bei verschiedenen Produzenten ist dieser Überschuss natürlich nicht gleich. Der einfache Arbeiter muss vielleicht, um den notwendigen minimalen Lohn zu erhalten, 6 Stunden arbeiten, und nur die folgenden zwei Stunden des achtstündigen Arbeitstages werden ihm die Möglichkeit bieten, einen Überschuss in Form des Unternehmergewinn oder einer möglichen Erhöhung des das knapp notwendige Minimum übersteigenden Arbeiterlohnes zu erlangen. Der hochqualifizierte Arbeiter, irgendein gelehrter Ingenieur, wird mit seiner Arbeit denselben Effekt vielleicht in einer Stunde erzielen, und alle weiteren Stunden werden teils zur Bildung des Profits, teils zur Erhöhung der Arbeitsentschädigung dienen, die teilweise dem höheren Werte der Arbeit entspricht, der auf den grösseren Kosten der Vorbildung (langjähriger Vorbereitung, spezieller Ausbildung u. dgl.) beruht. Derselbe Unterschied kann auch bei der Entschädigung der Arbeit von Arbeitern ein und derselben Branche, aber verschiedener Qualifikation beobachtet werden vom Standpunkt ihrer Talente, des Erfolges der Arbeit u. s. w. Ein Musiklehrer muss im Laufe von 10, 12 und vielleicht noch mehr Stunden täglich Unterricht erteilen, um nur einigermassen das Minimum zu seinem und seiner Familie Unterhalt zu erarbeiten. Dagegen bekommt ein berühmter Musikprofessor dieses Minimum vielleicht schon nach einer Stunde seiner pädagogischen Tätigkeit, und alle weiteren Stunden werden zur Erhöhung seines Verdienstes dienen, der den Minimallohn um ein bedeutendes übertrifft. Aber vielleicht wird der produktive Effekt von einer Unterrichtsstunde des Professors eventuell vielmals das übertreffen, was der Schüler im ersten Falle erhalten hätte. Jedoch dessenungeachtet muss bei der Entschädigung der Arbeit sowohl des einen als auch des anderen, wenigstens potentiell, in jeder Arbeitsstunde ein solches Plus enthalten sein, dass der Arbeitslohn bei genügender Summierung der Arbeits-

stunden und der damit verbundenen Überschüsse das notwendige Minimum des Arbeitslohnes übersteigen kann, — ein Plus, das natürlich in gewissen Fällen vom erhöhten Unternehmergewinn oder von Vorteilen des Arbeitgebers bei allzu geringer Entschädigung der Lohnarbeit restlos aufgesogen wird.

Der zweite Unterschied meiner Auffassung des Problems von der Marxschen besteht darin, — und darauf werden wir weiterhin noch genauer zu sprechen kommen, — dass an der Bildung des Mehrwertes nicht nur die Arbeit des lebendigen Menschen teilnimmt, wie Marx das behauptet, sondern auch alle übrigen Elemente der Produktion, — nicht nur, nach Marx' Terminologie, das variable, sondern in ebensolchem Grade auch das konstante Kapital, da wir in Form des letzteren eine ebensolche, nur vorherige Arbeit vor uns haben, die die Fähigkeit erhält unter gewissen Bedingungen, d. h. bei ihrem Eintreten in den Produktionsprozess, einen Mehrwert zu schaffen.

Von diesem Standpunkt aus, d. h. bei Akzeptierung dieser Hypothese, können wir verstehen, warum wir nicht annehmen dürfen, dass in den Branchen der Produktion, wo das Quantum der angewandten Arbeit des lebendigen Menschen minimal ist, der Mehrwert auf ein ausserordentlich niedriges Niveau sinken oder sogar vollkommen verschwinden kann. Denn gerade jene geringe Anzahl von Arbeitern erarbeitet ja diesen minimalen Mehrwert, indem sie gleichzeitig auch die Summe der Werte schafft, die zur Bestreitung der Kosten der Arbeit notwendig ist, was aber die Produktionsmittel anbetrifft, so fehlt ihnen ja nach der Vorstellung von Marx dasjenige Element, das wir bei der Arbeitskraft hervorgehoben haben. Deshalb könnte bei diesen letzteren auch die Grenze fehlen, die die minimale Stundenanzahl oder mit anderen Worten das Minimum der Produktion feststellt, bei dem sie rentabel sein kann. Dieses ist aber nur dann der Fall, wenn wir vergessen, dass die Produktionsmittel eine ebensolche, nur eine vorherige Arbeit sind. Damit diese Arbeit entsprechend bezahlt werden könne, durch Vermittelung des Marktes, also der auf einem bestimmten Niveau stehenden Marktpreise, ist es notwendig, dass die Produktion genügend intensiv sei, d. h. nicht weniger als eine bestimmte Anzahl Arbeitsstunden täglich dauere (unter den gegebenen Produktivitätsbedingungen).

Wenn wir rein theoretisch das Vorhandensein eines solchen Unternehmens annehmen, wo die Zahl der Arbeiter, d. h. das Quantum der menschlichen Arbeit, im Vergleich zu den übrigen

Elementen der Produktion auf solch ein Minimum gebracht ist, dass sie praktisch gleich Null ist, so kann daraus doch nicht der Schluss gezogen werden, dass es in einem solchen Unternehmen keine bestimmte Grenze gebe, die zur Rentabilität der Produktion notwendig ist, denn die Produktionsmittel versachlichen sich, d. h. reproduzieren ihren Wert, aber unserer Annahme nach schaffen sie auch einen Mehrwert in jedem beliebigen Zeitabschnitt, nur in grösserem oder geringerem Masse. Hier wäre es scheinbar einerlei, ob die Produktion 6 oder 12 Stunden dauert, denn falls ein geringerer Mehrwert erzielt werden würde, so wären auch die Produktionskosten geringer, und auf diese Weise könnte das Quantum des Profits proportional dem Aufwand an Kapital dasselbe bleiben. Aber die Bewertung dieser These ändert sich vollkommen, wenn wir uns dessen erinnern, dass alle diese Produktionsmittel auf vorherige Arbeit hinauslaufen, die früher verwandt wurde und die man noch fortfährt zu verwenden. Wenn die Produktion (wobei wir im gegebenen Falle vorwiegend die Produktionsmittel im Auge haben) täglich eine geringere Stundenanzahl dauert, als eine bestimmte Norm, so wird der erzielte ökonomische Effekt es nicht zulassen, dass die Marktpreise des gegebenen Produktionselements — einerlei, ob es eine Maschine oder rohe Baumwolle ist — auf dem Niveau bleiben, welches den Produzenten der Maschinen oder der Baumwolle die Möglichkeit sichert in früherem Masse zu produzieren, sondern wird die Notwendigkeit hervorrufen entweder ihren Umfang oder den Lohn der Arbeiter unter deren Existenzminimum herabzusetzen. Auf diese Weise existiert auch hier, infolge der Verknüpfung einer Branche der Produktion mit den andern durch Vermittelung des Marktes, eine bestimmte Grenze, unter die die Produktion bei normalen Verhältnissen nicht sinken kann; denn der Unternehmer hat gleichzeitig mit der Deckung der Kosten für das Rohmaterial und die Maschinen auch einen gewissen Grad ihrer Ausnutzung bestritten; die Verringerung dieses Grades muss in erster Linie zu einem Verlust für den Unternehmer führen, im weiteren aber zu einer Senkung der Preise dieser Gegenstände und zur Verminderung der Intensität ihrer Produktion (z. B. im Sinne der Verringerung der Anzahl der täglichen Arbeitsstunden oder der Verminderung der Zahl der Arbeitstage in der Woche), was wir häufig zur Zeit von Krisen beobachten. Auf diese Weise ist, wie wir sehen, auch im toten Teil des Kapitals, nach der Ausdruckweise von Marx (im toten vom Standpunkt der Bildung des

Mehrwertes), und nicht nur in seinem lebendigen Teil, der in der Anwendung der menschlichen Kraft seinen Ausdruck findet, die Notwendigkeit einer gewissen Ausnutzung vorhanden, die letzten Endes auch diese Teile des Kapitals auf eine ebensolche Arbeitskraft reduziert. Von solch einem Standpunkte aus fällt in gewissem Sinne der Unterschied weg, den Marx in den sogenannten Kapitalen hoher und niedriger organischer Struktur wahrnahm, hinsichtlich der Quantität der in diesen und jenen beschäftigten lebendigen Arbeitskraft. Unternehmen, die eine grosse Anzahl von Maschinen benutzen und eine geringe Zahl von Arbeitern haben, und Unternehmen ohne Maschinen, aber mit einer grossen Zahl von Arbeitern können bei einer entsprechenden Umrechnung, d. h. bei der Reduzierung der Maschinen auf eine bestimmte Menge von Arbeitskraft, ein gleich grosses Quantum von Arbeitskraft zur Verfügung haben: nur in dem einen Falle einer lebendigen und gegenwärtigen, in dem andern dagegen einer vorherigen, früher angewandten, die aber unter gewissen Umständen ihrer (potentiellen) Fähigkeit einen Mehrwert zu schaffen nicht verlustig gegangen ist. Dieses ist ein sehr wesentliches Moment für das Begreifen des gesamten Produktionsprozesses. Die Frage nach der für einen gewissen Moment vom Standpunkte des kapitalistischen Unternehmers gewohnheitsmässigen Höhe der Profitrate und des Einflusses, den sie auf die Beurteilung der notwendigen Rentabilität der Unternehmung ausübt, lassen wir hier absichtlich beiseite. Gleichzeitig damit wird nur beim Inbetrachten obiger Erwägungen die von mir aufgestellte Konstruktion der Erklärung des Mehrwertes und des Profits aus den Bedingungen der Produktion selbst in ihrer Verbindung mit der Produktionsfähigkeit der Arbeit verständlich. Von einem solchen Standpunkt aus ist die sogenannte Fruktifikationstheorie (Böhm-Bawerks Benennung) von Turgot gar nicht so sinnlos, wie Böhm-Bawerk behauptet, und überhaupt steckt in der Theorie der Physiokraten, jedenfalls in ihrer Erklärung des Profits, ein gesunder Kern. Das „*pur don de la nature*“, das vom Boden erzeugt wird, ist zweifellos ein Zuwachs, ein unbestrittenes Einkommen, das auch Grundlage des Profits werden kann. Der Fehler der Physiokraten bestand darin, dass sie nur die schaffende Kraft der Natur anerkannten, eine solche aber bei der Arbeit (insofern als sie nicht mit der Landwirtschaft verbunden ist) verneinten; folglich mussten sie sie auch beim Kapital negieren. Wie wir wissen, besteht eine gewisse, wenn auch eigenartige Verwandtschaft zwischen den Physiokraten

und Prof. Oppenheimer, der die Möglichkeit der Entstehung eines Profits aus der Tatsache des Bodenmonopols ableitet<sup>1)</sup>.

Was Böhm-Bawerks Ansichten auf diesem Gebiete überhaupt anbetrifft, so wissen wir (wie wir das schon mehrfach hervorgehoben haben), dass in bezug auf die Frage der Bildung eines Mehrwertes im Produktionsprozess im Vergleich zu dem Aufwand an Wertgütern im selben Prozess Böhm-Bawerk alle Produktivitäts- oder Nutzungstheorien, wie er sie nennt, für unfähig hält diese Erscheinung zu erklären und ihnen eine gewisse *petitio principii* vorwirft, da sie diese Voraussetzung auf Treu und Glauben schon im voraus annehmen. Aber Böhm-Bawerk selbst begeht ebenfalls diesen Fehler, indem er behauptet, dass die kapitalistische Produktion auf Umwegen dank der Anwendung von Maschinen und Werkzeugen nicht nur technisch, sondern auch hinsichtlich des Wertes grössere Resultate erreicht. Besonders auffallend ist der dritte Grund, den er für diese These anführt: nämlich dass höhere Produktivität älteren, „früheren“ Kapitalien zukommt, die mächtiger sind als spätere, „jüngere“, d. h. einen grösseren Zins erzeugen können, denn nur darin bestehe in der kapitalistischen Gesellschaft vom Standpunkt des Unternehmers der Vorteil der Benutzung dieses oder jenes Kapitals. Man könnte darauf erwidern, dass ja bei Böhm-Bawerk in diesem Falle nur von der vergrösserten Quantität der produzierten Einheiten die Rede ist und dass er immer den Unterschied zwischen der Vergrösserung der Zahl der Produkte und dem Wachstum ihres Wertes aufs schärfste betont. Jedoch hier

1) F. O p p e n h e i m e r. Theorie der reinen und politischen Ökonomie. Jena 1923. S. 529. Natürlich muss die gesamte Erörterung über die Entstehung des Zinses nur auf die statische und nicht auf die dynamische Lage der Dinge angewandt werden, ausgehend von den gegebenen Produktionsbedingungen und nicht vom Übergang von den einen Bedingungen der Technik zu den anderen. Im entgegengesetzten Falle kann natürlich ein ins Auge fallendes Absurdum entstehen. Hundert Meter Leinwand, die von einem mit Hilfe von Dampfkraft in Bewegung gesetzten Webstuhl gefertigt sind, kosten zehnmal mehr, als zehn Meter auf dieselbe Weise hergestellter Leinwand. Aber dasselbe kann man nicht behaupten während des Überganges von einer Produktionsform zu einer anderen, d. h. dass für 100 Meter durch Maschinen gefertigter Leinwand ein zehnmal höherer Preis gezahlt werden muss als für 10 Meter eines durch Handarbeit hergestellten Gewebes. Hier kann bei der Dynamik der Produktionsbedingungen eine solche Veränderung der Bewertung nur eine temporäre sein, dann aber folgt eine Umwertung der Werte der durch Handarbeit und durch Maschinen hergestellten Gewebe. Siehe O p p e n h e i m e r, ibidem S. 686.

beseitigt er selbst jeden Zweifel am Sinne seiner Worte. Indem er hervorhebt, dass in verschiedenen Zeitperioden ein und derselbe Gegenstand verschiedene Werte haben kann und dass z. B. ein silberner Gulden vor der Entdeckung Amerikas einen grösseren Wert hatte, als fünf Gulden im XIX. Jahrhundert, spricht er folgende Behauptung aus: „Wohl aber hat für eine und dieselbe Person in einem und demselben Zeitpunkt die grössere Menge auch immer den grösseren Wert: mag der absolute Wert eines Metzens oder eines Guldens wie immer stehen, soviel ist jedenfalls gewiss, dass für mich zwei Gulden oder zwei Metzen, die ich heute habe, mehr wert sind, als ein Gulden oder ein Metzen, den ich heute habe“<sup>1)</sup>. Der Umstand, dass Böhm-Bawerk hier in seiner Theorie zur Erklärung das Zeitmoment heranzieht, ist für uns nebensächlich; wie dem auch sein mag, seiner Meinung nach bilden die Kapitale infolge ihres Zusammenhanges mit der Bedeutung des Zeitmoments einen Mehrwert; dieser befindet sich nicht nur im Bewusstsein, sondern in einer grösseren Anzahl dieser oder jener materiellen Einheiten, die gleichzeitig damit auch Werteinheiten sind: statt 100 £ bekommt man, sagen wir: nach einem Jahr, 105 oder 110 £ u. s. w., d. h. eine grössere Anzahl Geldeinheiten, die auch einer grösseren Anzahl irgendwelcher anderer Gegenstände entspricht: Kilogramm Weizen, Paar Stiefel, Meter Tuch und dgl. Aber diese ganze Betrachtung kann nur bei der Zulassung eines Wachstums des Wertes der Produkte als Resultat des Produktionsprozesses selbst eine Bedeutung haben, d. h. bei der Annahme dieser oder jener Variante der Produktivitätstheorie, wenn auch nur in jener der Form nach sie verneinenden, dem Wesen nach aber doch aus ihr entspringenden Auffassung, die wir bei Böhm-Bawerk vorfinden.

#### IV.

In dieser Hinsicht kann es aber auch einen ganz anderen Standpunkt geben, der von dieser Konzeption total abweicht. So steht z. B. Prof. P. Struve gemäss seiner allgemeinen Lehre über die Begriffe Wert und Preis<sup>2)</sup> auf dem Standpunkt, „dass die

1) v. Böhm-Bawerk. Positive Theorie des Kapitals. 4. Auflage. 1921. S. 342.

2) P. B. Struve. Wirtschaft und Preis. I. Teil: Wirtschaft und Gesellschaft. Preis — Wert. Moskau 1913 (in russischer Sprache). Eine kurze Darstellung in deutscher Sprache und eine kritische Würdigung der Theorie von P. Struve ist zu finden

Summe der ökonomischen Tätigkeit in der Summe der Preise, nicht aber in der Masse der Produkte adäquat ausgedrückt werden kann“<sup>1)</sup>. Mir scheint es, dass solch eine Behauptung zu eng gefasst ist, dass beide Ausdrücke möglich sind, und in gewissen Epochen oder unter gewissen Bedingungen kann gerade der Formel von der Masse der Produkte der Vorzug gegeben werden; aber diese Behauptung des Prof. Struve entspricht vollkommen der Bedeutung, die überhaupt in seiner Theorie das Element des Preises hat. Ebenso entspricht dieser allgemeinen Konstruktion auch die Vorstellung Prof. Struves vom Profit. „Die politische Ökonomie“, sagt er, „kann über die Natur des Profits nichts mehr sagen, als jeder richtig zusammengestellte Bericht eines Buchhalters oder . . . als ein Artikel des Gesetzes über Gewerbesteuern.“ — Diese Bemerkung versetzt das Problem vom Profit aus der Sphäre der Theorie ins Gebiet der reinen Praxis. (Dieses ist ja ein „idiographisches“ Problem, wie Struve das selbst betont.) Deswegen wird von ihm weiter behauptet, „dass die politische Ökonomie nur mit einem Hinweis auf die Lage des Marktes erklären kann, warum in einem Falle ein Profit erzielt wird und in einem anderen nicht“, und von diesem Standpunkt aus wird „die Unfruchtbarkeit all der Zinstheorien behauptet, die auf dem Wunsche basieren die Tatsache der Realisierung der positiven Wertdifferenz zu erklären“<sup>2)</sup>. Hier ist die ganze Aufmerksamkeit des Verfassers nur auf die konkrete Tatsache des Vorhandenseins oder des Fehlens eines Profites gerichtet, und gar nicht auf die Erklärung von dessen Entstehung. Der Paragraph des Gesetzes oder die Daten des Buchhalterberichts „erklären“ ja nicht die Erscheinung des Profits, sondern konstatieren nur das Vorhandensein des Faktums und ziehen daraus die entsprechenden praktischen Schlüsse.

Dies Streben nach idiographischer Erforschung der Erscheinungen der ökonomischen Theorie macht für Prof. Struve irgendwelche Schlussfolgerungen, die nicht nur auf völlig zulässiger, sondern oft auf unbedingt notwendiger Abstraktion beruhen, unmöglich, und auf diese Weise geht er jeglicher Deduktion aus dem

bei H. J. Seraphim. Neue russische Wert- und Kapitalzinstheorien. Berlin und Leipzig 1925. S. 111 ff. Siehe auch M. A. Kurtschinsky. Grundlagen der ökonomischen Wissenschaft. Dorpat-Tartu 1926. Seite 193—195 (russisch).

1) Struve. Wirtschaft und Preis. II. Teil. Moskau 1916. Seite 57.

2) Struve, op. cit. Seite 95.

Wege. Entgegen z. B. dem gewöhnlichen Streben der ökonomischen Wissenschaft für den gegebenen Ort und Zeit die Vorstellung von normalen Durchschnittsbedingungen der produktiven Tätigkeit festzusetzen, die trotzdem eine Abweichung nach der einen oder der anderen Seite zulassen, geht er von der entgegengesetzten Behauptung aus. „Die Ungleichheit der Produktionskosten in verschiedenen Unternehmungen“, sagt er, „ist, der Lehre von der Tendenz der Ausgaben zur Gleichheit zuwider, eine allgemeine und beständige Tatsache des wirtschaftlichen Lebens“<sup>1)</sup>. Aber diese faktische Sachlage hindert doch nicht die Bildung des Begriffes von Durchschnittsausgaben, ebenso wie einzelne Schwankungen der Preise auf dem Markte keineswegs der Entstehung der Lehre vom Durchschnittsniveau der Preise oder vom Durchschnittspreis hinderlich sind. Die Theorie der ökonomischen Wissenschaft kann in diesem Falle, trotz der faktischen Ungleichheit der Produktionskosten, nichtsdestoweniger von ihrem Durchschnittsniveau reden, das für die gegebene Zeit und den gegebenen Ort gewöhnlich ist. Dieses ist natürlich eine Abstraktion, aber ebenso eine Abstraktion ist auch der Begriff der normalen Temperatur des menschlichen Körpers, des normalen Pulses u. s. w. Tatsächlich haben ja alle Menschen und sogar ein und derselbe gesunde Mensch zu verschiedenen Zeiten des Tages verschiedene Temperaturen, aber das hindert uns keineswegs, von der Möglichkeit einer normalen Temperatur, ebenso wie von den Durchschnittsausgaben der Produktion zu sprechen.

Von dem Standpunkt aus, auf dem Prof. Struve steht, muss man sich überhaupt in der Sphäre der theoretischen politischen Ökonomie von sehr vielem lossagen, und letztere kann sogar an und für sich in Frage gestellt werden. Ebenso steht es auch mit dem ökonomischen Begriff vom Profit. „Man kann nicht sagen“, behauptet Struve, „dass die Unternehmer überhaupt einen Gewinn realisieren. Die traditionelle politische Ökonomie lenkt viel zu einseitig ihre Aufmerksamkeit auf Fälle des wirtschaftlichen Erfolges. Neben positiven Wertdifferenzen, die ein erfolgreiches Unternehmertum kennzeichnen, werden negative Wertunterschiede realisiert, was in einem erfolglosen, zum Bankerott führenden Unternehmertum seinen Ausdruck findet. Auf dem Gebiete des Unternehmertums ist ein Zusammenbruch und Bankerott ebensolch eine

---

1) Struve, op. cit. Seite 96.

„gesetzmässige“ und „normale“ Erscheinung, wie Erfolg und Bereicherung“<sup>1)</sup>. Schwerlich kann man sich damit, wenn es in einer so kategorischen Form ausgesprochen wird, einverstanden erklären. Wenn „Bankerotte“ und „Zusammenbrüche“ auf dem Gebiete des Unternehmertums nicht eine gewisse Ausnahme, sondern „eine normale Erscheinung“ sind, d. h. zur Regel werden, so haben wir eine Krise vor uns, die in ihrer gewöhnlichen Bedeutung, in einem gewissen Sinne des Wortes zwar eine gesetzmässige Erscheinung ist, aber trotzdem eine Störung der gewöhnlichen normalen Sachlage kennzeichnet. Nur diese letztere kann Ausgangspunkt der ökonomischen Theorie sein, denn nur unter der Voraussetzung „eines wirtschaftlichen Erfolges“ ist überhaupt die Bildung des Begriffes einer sich entwickelnden, progressierenden Wirtschaft möglich, die für die Epoche der kapitalistischen Entwicklung typisch ist, wobei letztere sich auf dem Prinzip der Konkurrenz und dem Überleben der Stärkeren gründet<sup>2)</sup>. Wenn z. B. ein wirtschaftlicher Misserfolg theoretisch (und noch mehr praktisch!) ebenso leicht möglich wäre, wie ein Erfolg, dann wäre eine Unternehmertätigkeit mit Hilfe von geliehenen Kapitalen schwerlich möglich. Denn ein Darlehen wird ja nur dann gewährt, wenn man von der Voraussetzung ausgeht, dass die natürliche Sachlage zum Erfolg führen muss und folglich die Zinsen gedeckt werden können, und dass der entgegengesetzte Fall nur eine Ausnahme bildet. Indessen wissen wir, was für eine grosse Rolle im gegenwärtigen wirtschaftlichen Leben der Kredit spielt und wieviele Unternehmen ihre Tätigkeit auf ihn gründen.

Aber solch eine Stellung Prof. Struves in dieser Frage harmoniert ganz mit seiner allgemeinen Konzeption der ökonomischen Sphäre, was noch mehr hervorgehoben wird durch seine uns zur Genüge klar gewordene Vorstellung, dass der Profit nicht aus dem Produktionsprozesse, sondern als eine Folge des Warentausches entsteht. „Die Vorstellung, dass infolge irgendeines Natur- oder psychologischen Gesetzes“, sagt er weiter<sup>3)</sup>, „in den Preisen irgendein schon vor diesen Preisen existierender Profit realisiert

1) Struve, op. cit. Seite 98.

2) Die ganze Geschäftswelt steht immer auf dem Standpunkte der Notwendigkeit der „Gewinnerzeugung“ für das wirtschaftliche Leben als eines Kardinalproblems des Betriebes. F. Findeisen. Wege zur Gewinnsteigerung. Zeitschrift f. die ges. Staatsw. Band 82. 1927. S. 288.

3) Struve, l. cit.

wird, ist analog der Vorstellung, dass nicht im Prozess des Tausches und durch den Tausch Bewertungsgleichungen aufgestellt werden, sondern dass im Tausch und durch den Tausch irgendwelche Quantitäten, deren Gleichheit schon vorher, vor dem Tausche, gegeben war, für gleich erklärt werden. Diese Vorstellungen sind beide ganz phantastisch. Profite werden im Tausch gebildet (wir würden von unserem Standpunkte aus sagen: werden realisiert. M. K.) ebenso, wie der Preis selbst, aber schon als Folge von Preisen.“ Es braucht nicht besonders betont zu werden, wie sehr diese Konzeption derjenigen entgegengesetzt ist, auf der sich unsere ganze Darlegung aufbaut, ebenso wie auch der Stellung einer ganzen Reihe anderer Nationalökonomien zu dieser Frage. Nach deren Ansicht realisiert der Tausch nur das in der Produktion gebildete Plus. Besonders leuchtet das ein in der Naturalwirtschaft oder überhaupt in der tauschlosen Wirtschaft. Die Tauschwirtschaft macht diese Erscheinung nur komplizierter. Diese letztere These bestätigt übrigens auch Prof. Struve mit seiner Behauptung, dass „die Nützlichkeit und der Gewinn quantitativ vergleichbar sind durch Vermittelung des Begriffes vom (subjektiven) Wert, welcher für die isolierte tauschlose Wirtschaft den Begriff des Preises vertritt und ersetzt“<sup>1)</sup>. Folglich ist der Wert doch etwas Selbständiges, das unabhängig von dem Faktum des Preises oder der Marktpreise, wenn auch nur in der isolierten Wirtschaft, existiert. Der Umstand, dass hier auf den subjektiven Wert hingewiesen wird, ändert nichts an der Sache, da wir, entsprechend der Stellungnahme zu dieser Frage in der isolierten Wirtschaft, mit vollem Recht auch vom objektiven Werte ausgehen können, der nicht auf den sich die ganze Zeit ändernden Bewertungen seitens einzelner Individuen beruht, sondern auf der auch in der tauschlosen Wirtschaft vollkommen objektiven Bedeutung des Elements Arbeit, welches allen dort vorhandenen Werten zugrunde liegt.

Wir haben diesen interessanten Standpunkt eines der bedeutendsten russischen Nationalökonomien der Gegenwart in der uns beschäftigenden Frage etwas ausführlicher behandelt, hauptsächlich wegen des Kontrastes zu dem unsrigen, denn wir brauchen nicht viele Worte darüber zu verlieren, wie sehr seine Einstellung allen von uns hervorgehobenen Ausgangspunkten unserer Betrachtung widerspricht. Wie das ganz klar zutage tritt, geht letztere

---

1) Struve, op. cit. Seite 99.

von den grundlegenden Prämissen der klassischen Schule aus, und deswegen steht sie in gewisser Beziehung zur Lehre von Marx, von welcher sie allerdings in einigen sehr wesentlichen Punkten total abweicht; hierbei trage ich in meine Konstruktion eine Reihe von Thesen und Korrektiven hinein, durch die sie mit den Ansichten vieler anderer späterer Vertreter der ökonomischen Wissenschaft in Verbindung tritt.

Deswegen müssen wir uns weiter mit den Anschauungen von Marx auseinandersetzen und den Grundfehler näher betrachten, den er in bezug auf die Bestimmung der Produktivität der verschiedenen Bestandteile des Kapitals machte und der ihn zu seiner falschen Theorie vom Profit führte; diese aber verschuldete als Folge den Widerspruch, der zwischen dem I. und dem III. Bande des „Kapitals“ entstand und selbstverständlich nur auf eine rein künstliche Weise beseitigt werden konnte.

## V.

Marx geht bekanntlich in seinen Konstruktionen in einem wesentlichen Grade von den Lehren der klassischen Schule aus, und zwar in erster Linie von Ricardo. Weder Adam Smith, noch Ricardo haben, wie wir wissen, eine wirklich vollständige und abgeschlossene Lehre vom Profit und vom Kapitalzins ausgearbeitet. Die englischen klassischen Nationalökonomien sehen im Profit denjenigen Teil des Ertrages, der nach Deckung der Produktionskosten übrigbleibt. Sie betrachten den Kapitalzins als ein einheitliches Ganzes. Insonderheit hielt Adam Smith den Besitz eines Kapitals in der Produktion für ein so entscheidendes Moment, dass er gerade im Momente des Verfügens über ein Kapital den Ausgangspunkt für die Existenz des Unternehmens und für das Erhalten eines Profits davon erblickte. Er ist dermassen von diesen Ansichten durchdrungen, dass bei ihm die Begriffe „Unternehmer“ und „Kapitalist“ häufig einander ersetzen, und die Lehre vom Kapitalzins sich gleichzeitig auch in eine Lehre vom Unternehmergewinn verwandelt. Da er, wie wir schon oben bemerkten, keine vollständig abgeschlossene Theorie vom Kapitalzins ausgearbeitet hat und da seine Anschauungen, die einzelne richtige Behauptungen enthalten, wenig ausgearbeitet und nicht zu Ende geführt sind, so konnten ihnen so verschiedene Profit- und Zinstheorien ihre Ent-

stehung verdanken wie z. B. die Abstinenztheorie, die Produktivitätstheorie und die Ausbeutungstheorie. So lautet die gewöhnliche Ansicht in dieser Frage, die in dieser Beziehung auch von Böhm-Bawerk geteilt wird<sup>1)</sup>. Seiner Meinung nach werden von Adam Smith bei der Erklärung des Zinsphänomens voneinander total verschiedene Behauptungen aufgestellt: der einen von ihnen zufolge erkläre er den Zins durch den Zuwachs des Wertes des Produktes, der den während der Produktion durch Arbeit geschaffenen Wert übersteigt, der anderen gemäss erkläre sich der Zins durch einen gewissen Abzug, den der Kapitalist zu seinen Gunsten vom Produkte macht, das während der Produktion durch die Arbeit des Arbeiters entstanden ist<sup>2)</sup>. Unserer Meinung nach sind, wie das aus dem Weiteren ersichtlich sein wird, diese beiden Thesen gar nicht so entgegengesetzt und können gewissermassen vereinigt und in Einklang gebracht werden.

Obwohl Ricardo in dieser Frage auch keine vollkommen abgeschlossene Theorie vorgebracht hat, so ergänzt er trotzdem — abgesehen von einer gewissen Unklarheit seiner Darlegung in diesem Punkte — die allgemeinen Erwägungen Smiths durch Hinweise in betreff der Höhe des Profits (bei seiner Besprechung des Wertproblems) auf den Einfluss der Anwendung des dauerhafteren, stehenden Kapitals, und ausserdem auf die Bedeutung des damit verbundenen Zeitmoments.

Deswegen können wir von demselben Standpunkte aus die diesbezüglichen Ansichten von John Stuart Mill und teilweise auch die von Schäffle<sup>3)</sup> als eine weitere Entwicklung derselben Ausgangserwägungen ansehen. Schäffle bemerkt, dass die Produktionskosten zwei Bestandteile haben: „Aufwand persönlicher Güter durch Auslösung von Arbeit und Aufwand von Kapital. Letztere Kosten können aber auch auf Arbeitskosten zurückgeführt werden; denn der produktive Sachgüteraufwand lässt sich auf eine Summe von Teilchen des Arbeitsaufwandes früherer Perioden reduzieren, man kann daher alle Kosten als Arbeitskosten betrachten“. Diese These gibt uns die Möglichkeit einer ganzen Reihe von weiteren Schlussfolgerungen, aber bei Schäffle wird sie beiläufig hingeworfen und

1) Böhm-Bawerk. Geschichte und Kritik etc. S. 64—65.

2) Adam Smith. An inquiry into the nature and causes of the Wealth of Nations. 5<sup>th</sup> ed. by McCulloch. Edinburgh 1859. pp. 22 and 30.

3) F. A. Schäffle. Bau und Leben des sozialen Körpers. III. Seite 273—274.

kann einer Reihe seiner anderen früheren Behauptungen <sup>1)</sup> gegenübergestellt werden, die ganz andere Standpunkte vertreten.

Aber Marx, der in seinen allgemeinen Konstruktionen von den Lehren der Klassiker ausging, schlug in dieser Frage nicht den Weg der Vervollkommung und Entwicklung ihrer Ansichten ein, sondern betrat, zum Schaden für die Richtigkeit seiner Theorie, andere Bahnen.

Die erste notwendige Prämisse für die Möglichkeit der Entstehung eines Profits ist die Produktivität der Arbeit, die eine gewisse Höhe erreicht hat. Dieses wusste sehr gut und behauptete an der entsprechenden Stelle seines Werkes schon John Stuart Mill <sup>2)</sup>. „Die Ursache des Profits besteht darin“, sagt er, „dass die Arbeit mehr produziert, als zu ihrem Unterhalt nötig ist. Die Ursache davon, dass das landwirtschaftliche Kapital einen Gewinn bringt, besteht darin, dass die Menschen mehr Nahrungsmittel erzeugen, als zu ihrer Ernährung während der Produktion notwendig ist mit Einschluss der Zeit, die zur Herstellung von Werkzeugen und zu anderen notwendigen Vorbereitungen nötig ist. Daraus folgt, dass wenn der Kapitalist die Ernährung der Arbeiter übernimmt unter der Bedingung, dass er die Produkte erhält, nach Deckung der Unkosten ein Teil der Produkte zugunsten des Kapitalisten übrig bleibt.“

Die Erklärung besteht darin, dass der Profit überhaupt nur von dem Momente an möglich wird, wenn die Produktivität der Arbeit ein solches Niveau erreicht, dass in dem vom Arbeiter hergestellten Produkt, ausser der Deckung der Kosten seines Unterhaltes und der Reproduktion der übrigen Produktionsausgaben, noch ein gewisser Rest übrig bleibt. Wenn wir hier noch nicht von einem eigentlichen Profit sprechen wollen, der schon eine gewisse sozialwirtschaftliche Struktur voraussetzt, sondern einfach von einem Reinertrag, der von einem beliebigen Produzenten erhalten wird und der jeglicher weiteren Einteilung zugrunde liegt, so können wir sagen, dass, wenn die Produktionskosten, den Unterhalt des Arbeiters natürlich mit eingerechnet, 100 Einheiten gleich sind, ein Reinertrag nur dort möglich ist, wo die Produktivität der Arbeit solch eine

1) Siehe F. A. Schaffle. Das gesellschaftliche System der menschlichen Wirtschaft. 3. Aufl. 1873. Seite 189 u. 271, und ebenso „Bau und Leben“ etc. I. S. 258 u. 271.

2) Principles of Political Economy. London. Longmans, Green and Co. 1888. Book II, chapter XV, § 5, p. 252.

Höhe erreicht, dass der Arbeiter  $100 + x$  Einheiten produziert, wobei dieses  $x$  beliebig gross sein kann. All dieses versteht sich natürlich von selbst und ist eine ganz triviale Wahrheit. Diese Wahrheit behält ihre Bedeutung für beliebige Epochen und beliebige Bedingungen sozial-wirtschaftlicher Verhältnisse. Ein Reinertrag solcher Art, der auf die Produktivität der Arbeit gegründet ist, die eine gewisse Höhe erreicht hat, wird sowohl in der Wirtschaft des selbständig produzierenden Eigentümers, als auch im kapitalistischen Unternehmen und endlich auch in einer sozialistischen Wirtschaftsordnung vorkommen. Nur wird er in jedem von diesen einzelnen Fällen eine etwas andere Gestalt annehmen, eine andere Bezeichnung und eine andere Bestimmung bekommen. Aber als Voraussetzung für die Möglichkeit, dass sich ein besonderes Einkommen ergibt, ist dieses das erste, wovon wir ausgehen müssen.

So müssen wir alle unsere Erörterungen über den Profit, wenn wir auf dem Standpunkt der Vertreter der klassischen Schule und deren Anhänger stehen, auf der Voraussetzung einer gewissen „Produktivität“ der Produktion im Sinne ihres wirtschaftlichen Erfolges aufbauen. Dieses war der Gesichtspunkt der Smith, Ricardo, Mill, der Vertreter von Theorien, die den Profit durch Produktivität und „Nutzung“ erklärten, und vieler anderer. Ebenso sah dieses Problem auch Marx an. Dasselbe müssen wir in bezug auf die Erklärung jener Produktivität auch seitens einer ganzen Reihe von Schriftstellern sagen, die auf den von den Begründern der klassischen Schule festgestellten Thesen fussen, und gleichzeitig mit ihnen auch von Böhm-Bawerk selbst. Produktivkraft besitzen, von ihrem Standpunkt aus, wie wir wissen, Natur und Arbeit; was nun das Kapital anbetrifft, so ist es an und für sich ein Produkt der Arbeit und ist, wie es Mill behauptet, an der Hervorbringung der Produkte nur „indirekt“ beteiligt<sup>1)</sup>.

Gerade in dieser Beziehung aber wich Marx von dem Wege ab, auf dem vielleicht nicht genügend folgerichtig, aber doch ganz zielbewusst die obenerwähnten Schriftsteller schritten. Das Abweichen von dieser Bahn begann schon, als Marx, wie allgemein bekannt, das Kapital in konstantes und variables einteilte. Hier wurde der Grundstein für alle seine weiteren fehlerhaften Schlüsse und Thesen gelegt.

---

1) Principles. Book I, chapt. VII, § 1, p. 63.

An der Bildung des Mehrwertes, der die Grundlage der Entstehung des Profits ist, nimmt der Lehre von Marx gemäss, wie wir wissen, nicht das konstante Kapital teil, d. h. nicht die Ausgaben für Produktionsmittel, sondern nur das variable Kapital allein, oder die Ausgaben für den Ankauf der lebendigen Arbeitskraft. Auf diese Weise existiert eine grundlegende, prinzipielle Verschiedenheit zwischen diesen beiden Teilen des Kapitals: dem konstanten und dem variablen. Der eine von ihnen erscheint gleichsam als unbeweglich und tot vom Standpunkt seines Einflusses auf den Wert, der andere dagegen stellt eine lebendige schöpferische Kraft dar. Infolge einer solchen Einteilung und der daraus folgenden Schlüsse entstand das berühmte Rätsel des ersten Bandes des „Kapitals“ und dessen künstliche Lösung im III. Bande, die in bedeutendem Masse eine Lossagung von einer ganzen Reihe ganz unzweideutiger Behauptungen bedeutete, welche mehrfach an den entsprechenden Stellen im Texte des I. Bandes aufgestellt worden waren.

Die von Marx im III. Bande vorgeschlagene Lösung war zwar unvermeidlich, stand aber so wenig in Einklang mit allen vorherigen Konstruktionen, dass Lexis, der mit dieser Lösung noch vor dem Erscheinen des III. Bandes Marx in bedeutendem Masse zuvorkam, zu dem Schluss gelangte, dass man im Falle der Akzeptierung einer solchen Erklärung annehmen müsse, Marx mache sich mit allen seinen vorherigen Hinweisen auf das Geheimnis oder das Rätsel des Mehrwertes in gewissem Sinne über seine Leser lustig. Nach der Ansicht eines der Kritiker von Marx, des im vorigen Jahre verstorbenen Prof. v. Bortkiewicz, stand es wirklich so, denn Marx gefiel sich ausserordentlich in der Rolle eines intrigierenden Mephistopheles. Ein derartiger Ton kennzeichnet überhaupt an vielen Stellen seine Darstellung<sup>1)</sup>.

Indessen würden all diese Schwierigkeiten fortfallen, wenn von vornherein ein anderes Verhältnis zum gesamten an der Produktion teilnehmenden Kapital bestünde und wenn in dieser Frage diejenige Vorstellung vom Kapital nicht ausser Acht gelassen worden wäre, die schon ganz unzweideutig von den Vertretern der klassischen Schule hervorgehoben worden war. Letzten Endes lässt sich das

---

1) Siehe W. L e x i s. Die Marxsche Kapitaltheorie. Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik. Neue Folge. Band XI. S. 464—465. — L. v. B o r t k i e w i c z. Wertrechnung und Preisrechnung im Marxschen System. Archiv für Sozialwiss. und Sozialpolitik. Band XXIII. S. 4.

gesamte Kapital, sowohl das stehende als auch das umlaufende, oder das konstante und das variable Kapital, auf Arbeit zurückführen. Das variable Kapital nach der Terminologie von Marx ist die augenblicklich vorhandene lebendige Arbeitskraft, das konstante — die Maschinen, das Rohmaterial, die Hilfsmaterialien, die Gebäude — vorherige, in früheren Zeiten in der Produktion einmal oder mehrmals geleistete Arbeit. Sowohl in diesem als auch in jenem Falle haben wir vor uns Arbeit, nur in verschiedener Form. Nach Marx' Meinung erzeugt nur die lebendige Arbeit der Arbeiter selbst einen Mehrwert, da der Arbeiter ausser der Zeit, die zur Erzeugung des Wertes der „Reproduktion“ der Arbeitskraft, seines und seiner Familie Unterhaltes notwendig ist, noch im Laufe einer gewissen Zeitspanne arbeiten kann, wodurch ein ergänzendes Plus geschaffen wird, das als Profit in die Hände des Kapitalisten gerät. Das konstante Kapital dagegen lässt auf das fertige Produkt ratenweise oder auf einmal nur seinen Wert übergehen und fügt ihm nichts Neues hinzu, es erzeugt keinen Mehrwert, und folglich nimmt es an der Bildung des Profits keinerlei Anteil. Diese Konstruktion, die bei ihrer weiteren Anwendung zu einem unlösbaren Konflikt mit der ökonomischen Wirklichkeit führte, wurde mehrfach einer kritischen Bewertung unterworfen. Unter anderem wurde ihr, wie überhaupt der gesamten Marxschen Konstruktion, sehr grosse Aufmerksamkeit in der russischen ökonomischen Literatur geschenkt, die manchmal in dieser Beziehung sogar in eine gewisse kleinliche Haarspalterei verfiel, aber dabei auch vieles Interessante hervorgehoben hat<sup>1)</sup>.

Die russischen Kritiker von Marx wiesen mit besonderem Nachdruck darauf hin, dass nicht nur die menschliche Arbeitskraft, sondern auch die übrigen Teile des Kapitals imstande sind einen neuen Wert zu schaffen. Das tritt besonders deutlich bei der Anwendung der Kraft der Tiere zutage. Die Kraft eines Tieres, sagen wir, eines Arbeitspferdes, erzeugt auch in erster Linie einen Wert, der

---

1) Siehe eine ganze Reihe von Büchern und Artikeln, die der Marxschen Theorie Ende der 90-er Jahre des vorigen Jahrhunderts und in den ersten Jahren des laufenden gewidmet wurden. Schon eine blosse Aufzählung derselben würde viel Platz erfordern. In dieser Literatur begegnen wir den Namen von P. B. Struve, M. Tugan-Baranowsky, L. Slonimski, Neždanov, Nikolaj-On, V. Zalesskij u. a. Augenblicklich ist diese Literatur teilweise auch dem westeuropäischen Leser zugänglich dank ihrer kurzen Inhaltswiedergabe in der Arbeit von H. J. Seraphim. Neuere russische Wert- und Kapitalzinstheorien. Berlin und Leipzig 1925.

zur Reproduktion dieser Kraft nötig ist, d. h. zum Unterhalt des Pferdes selbst und vielleicht zur weiteren Zucht von Pferden, aber wenn das Pferd noch ausser der Zeit, die zu diesem Ziele nötig ist, ausgenutzt werden kann, so wird es auch einen Mehrwert schaffen und im Endresultat — einen Profit. In sozialer Hinsicht ist zwischen der Kraft des Menschen und der des Tieres natürlich ein grosser Unterschied, und wenn man mit vollem Recht von einer Ausbeutung des Menschen reden kann, so liegt keineswegs ein Grund vor, diesen Ausdruck in bezug auf ein Pferd zu gebrauchen, — aber ökonomisch, d. h. vom Standpunkt der Berechnung des Unternehmers — sozusagen buchhalterisch — ist es ein und dasselbe <sup>1)</sup>. Wenn man von einem solchen Standpunkte aus weitergeht, so kommt man ganz unzweifelhaft zu dem Schlusse, dass in Beziehung auf die Bildung eines Kapitalzinses, wie es Tugan-Baranowsky behauptete, es keinerlei Unterschied zwischen der Menschenkraft und den Arbeitsmaschinen gibt.

Diese Erwägungen waren ganz richtig, aber sie liessen unter solchen Bedingungen die Erklärung der Möglichkeit der Entstehung eines Mehrwertes, die Bildung eines Profits ganz beiseite. Doch jedenfalls wiesen sie alle darauf hin, dass Marx, der mit besonderer Beharrlichkeit die Lehre von der ausschliesslichen Produktivität der lebendigen Menschenarbeit betonte, gleichzeitig damit indirekt die entgegengesetzte Behauptung von der Unproduktivität des Kapitals vertrat <sup>2)</sup>. Gerade darin bestand der Kardinalfehler von Marx, der übrigens noch nicht unbedingt mit seiner allgemeinen Konzeption in Zusammenhang gebracht zu werden braucht, aber dennoch von ihm folgerichtig überall fortgesetzt wurde und zu einem inneren Widerspruch in seinem gesamten wissenschaftlichen Aufbau führte. Die Sache ist die, dass für den Gelehrten, der anerkennt, dass jedes Kapital in dieser oder jener Form vor-

1) Siehe J. Žukovskij. Karl Marx und sein Buch über das Kapital. „Europäischer Bote“ 1877. IX. S. 76 (russ.). — M. Tugan-Baranowsky. Der Grundfehler der abstrakten Theorie des Kapitalismus von Marx. „Wissenschaftliche Rundschau“ 1899. V. S. 976 (russ.). — L. Slonimski. Die ökonomische Lehre von Karl Marx. St. Petersburg 1898. S. 53 u. ff. (russ.), oder deutsch: L. Slonimski. Versuch einer Kritik der Karl Marx'schen ökonomischen Theorien. 2. Aufl. Berlin 1899. S. 70 ff. — P. Struve. Die Grundantinomie der Arbeitswerttheorie. „Das Leben“ 1900. II (Februar). S. 297—300 (russisch).

2) V. F. Zaleskij. Die Lehre vom Kapital. Kasan 1898. S. 175—176 (russisch)

her geleistete Arbeit darstellt, die Produktivität dieses Kapitals sich durch die Produktivität der in ihm enthaltenen Arbeit erklärt: es ist eine bestimmte Anzahl von Arbeitsstunden, wenn wir die Marxsche Terminologie gebrauchen wollen — eine bestimmte Summe gesellschaftlich notwendiger Arbeitszeit. Dass die lebendige Menschenarbeit produktiv ist, war für viele selbstverständlich, aber es war schon viel schwieriger sich vorzustellen, dass auch die „tote“ Arbeit ebenso produktiv ist, die die Rohmaterialien, Maschinen und Gebäude enthalten. Sowohl die eine als auch die andere Art des Kapitals ist imstande einen Mehrwert zu produzieren, und tatsächlich produzieren sie ihn beide. Deswegen wird auch der Profit, der dem Mehrwert entspringt, für das gesamte Kapital und nicht nur für den einen, den variablen Teil desselben berechnet; dieses ist keine blossе Fiktion, und deswegen ist es gar nicht nötig, dass, wie Marx dieses im III. Bande erklärt, die einen Waren über und die anderen unter ihrem Arbeitswerte verkauft werden, und dass der Prozess einer solchen Ausgleichung der Preise hinter dem Rücken der Produzenten und ohne ihr Wissen vor sich gehe. Recht hat nicht der Theoretiker, der die tatsächlichen Beziehungen der Wirklichkeit umkehren will, sondern die praktischen Arbeiter auf dem ökonomischen Gebiete — die kapitalistischen Unternehmer, die die Dinge so sehen, wie sie sind. Alle Produkte der verschiedenen Produktionsbranchen werden zu Preisen verkauft, die im allgemeinen den Arbeitswerten dieser Produkte entsprechen. Aber diese Werte setzen sich zusammen aus den sie bildenden entsprechenden Teilen des konstanten und des variablen Kapitals plus dem Mehrwert, der sowohl für das variable als auch für das konstante Kapital berechnet wird. Das konstante Kapital schafft ebenso einen Mehrwert, wie das variable; im Produktionsprozess stellt es eine ebensolche schöpferische Kraft dar, die neue Werte schafft ausser der Reproduktion der im Produktionsprozess verausgabten Teile des Kapitals.

Aber natürlich besteht zwischen dem einen und dem anderen Teil des Kapitals ein sehr wesentlicher Unterschied. Das variable Kapital, die lebendige Menschenarbeit, ist eine aktive Kraft, die immer imstande ist selbständig Werte hervorzubringen, mit grösserem oder geringerem Erfolge, während das konstante Kapital — die Materialien und Werkzeuge — etwas mehr Passives sind, das zu seiner Belebung eines gewissen Stosses von seiten der lebendigen Menschenkraft bedarf; hier findet gleichsam eine gewisse Befruchtung des Kapitals durch Menschenarbeit statt. Nach einer solchen Belebung

wird die schlummernde menschliche Arbeit, die in den Materialien und Werkzeugen enthalten ist, wieder wach und erhält Qualitäten, die der lebendigen Menschenarbeit eigentümlich sind, darunter auch die Fähigkeit einen Mehrwert zu erzeugen<sup>1)</sup>.

Weshalb hat dann das konstante, oder, um den Ausdruck Sombarts zu gebrauchen, das reale Kapital auch die Fähigkeit einen Mehrwert zu schaffen? Deshalb, weil in ihm auch Arbeit enthalten ist, die ihre Eigenschaften nicht verloren, aber nur eine andere Form angenommen hat. An und für sich ist diese Arbeit, die die Form von Produktionsmitteln, von Rohmaterialien und Maschinen annimmt, nicht imstande etwas zu schaffen. Nur das Hinzutun der menschlichen Arbeit belebt sie ihrerseits und versieht sie mit Produktionskraft. Das erkennen alle Anhänger der sogenannten Produktivitätstheorien des Kapitals an, und mit ihnen auch Böhm-Bawerk, der davon spricht, dass das Kapital in der Produktion das Einfangen der Naturkräfte fördert. Das ist ganz richtig, und dann werden wir in der Produktion die Tätigkeit zweier Kräfte vor uns haben: der Natur und der Arbeit. Dass die Natur einen Mehrwert schafft, sehen wir an den Vegetativprozessen im Ackerbau und an der Vermehrung der Tiere<sup>2)</sup>, aber dasselbe kann man nicht nur hinsichtlich der lebendigen Arbeit behaupten, sondern auch in bezug auf denjenigen Teil davon, der im sogenannten konstanten Kapital eingeschlossen ist. Diese Arbeit, in die jedes „Kapital“ entsprechend zerfällt, falls wir diesen Begriff im technischen Sinne des Wortes gebrauchen, besitzt ebenfalls eine produktive Kraft, wie das völlig richtig die zahlreichen Vertreter der Produktivitätstheorien des Kapitals behaupteten, ohne über die Hauptursache dieser Produktivität nachzudenken. Das Kapital ist deswegen produktiv, weil in ihm Arbeit enthalten ist und natürlich auch Naturkräfte; jedes Kapital kann letzten Endes in einzelne Arbeitseinheiten geteilt

1) Von diesem Standpunkt wäre die Sombartsche Einteilung des Kapitals in *Realkapital*, das zum Einkauf von Produktionsmitteln dient, und *Personalkapital*, das zum Ankauf der Arbeitskraft verwandt wird, richtiger. W. Sombart. Der moderne Kapitalismus. 5. Aufl. Band I. Halbband I. S. 324.

2) Interessant sind unter anderem die Hinweise M. Hainischs auf die ursprüngliche Entstehung des Zinses im Prozesse der Übergabe von Vieh zur Nutznutzung. Dieses spiegelt sich in der Etymologie wieder, was im griechischen Worte *τόκος* und im lateinischen *fenus* zu bemerken ist (Vieh war somit der Urtypus des Kapitals). M. Hainisch. „Die Entstehung des Kapitalzinses“ in „Festgaben für Adolf Wagner“ etc. Leipzig 1905. S. 307, 313, 326.

werden, deren Summe es bildet. Das ist derselbe Gedanke, den auch Prof. Siegfried Budge ausspricht: „Der Wert der produzierbaren Produktionsfaktoren Arbeit und Kapital ist messbar und ausdrückbar in den zu ihrer Produktion, bzw. ihrem Ersatz („Reproduktion“) erforderlichen Arbeitsquanten“<sup>1)</sup>. Das Kapital muss dieser Vorstellung nach akkumuliert, d. h. den Zwecken des sofortigen Konsums entzogen werden, wobei sich ausschliesslich die Arbeitszeit akkumuliert, die eine entsprechende Form annimmt. Aber da bei dem Zustand der wirtschaftlichen Statik jede Arbeitsleistung Werte schafft, ist eine solche Art der Ansammlung, die durch Arbeitszeit gemessen wird, die Akkumulation eines Wertes, der bei seiner Anwendung im Produktionsprozess die Bezeichnung „Kapital“ trägt. Bei solch einer Definition dieses Begriffes und bei seiner Zerlegung in seine Bestandteile, nämlich in die ihn bildenden Einheiten der Arbeitszeit, werden jegliche scharfe Grenzen zwischen dem konstanten und dem variablen Kapital, nach der Terminologie von Marx, mehr oder weniger verwischt. „Wir können dann das Verhältnis von Zwischenprodukten und Gesamtkapital in dem Satze ausdrücken: Das konstante Kapital ist ausreifendes und zunehmendes variables Kapital. Auf diese Weise ist das ganze Kapital in variables Kapital, d. h. in den Wert der Unterhaltungsmittel produktiver Arbeiter auflösbar“<sup>2)</sup>. Diese Erwägungen bilden im Grunde genommen eine weitere Entwicklung einer in allgemeinen Zügen noch von Ricardo<sup>3)</sup> aufgestellten These, aber natürlich ohne jene konkreteren Schlussfolgerungen, die jetzt daraus gezogen werden.

Alle terminologischen Definitionen der einzelnen Theorien sind in hohem Grade relativ. So nannte z. B. Böhm-Bawerk, wie wir wissen, die Profittheorie von Marx Ausbeutungstheorie, während sie in hohem Masse eine Produktivitätstheorie genannt werden kann, insofern als ein gewisser Teil des in der Produktion verausgabten Kapitals, und zwar das variable Kapital, eine Quelle des Profits bildet; aber mit demselben Recht kann auch Böhm-Bawerks eigene Theorie vom Profit, seine Agiotheorie oder — wie Prof. v. Bortkiewicz sie noch anders nannte — Zeitdifferenztheorie, als eine eigenartige Variante der Ausbeutungstheorien bezeichnet wer-

---

1) Dr. Siegfried Budge. Grundzüge der theoretischen Nationalökonomie. Jena 1925. S. 45.

2) Budge, op. cit. S. 116 und 124.

3) D. Ricardo. Principles of Political Economy. Chapt. I, part IV.

den<sup>1)</sup>. Bei meiner Stellungnahme zu dieser Frage steht es so, dass der Mehrwert in erster Linie infolge der Anwendung der Arbeitskraft in der Produktion erzielt wird, die diesen Wert schafft, dass letzterer aber infolge von bestimmten sozial-ökonomischen Verhältnissen in die Hände des Kapitalisten gerät. Soweit bin ich mit den Erörterungen von Marx vollkommen einverstanden, aber im weiteren weicht er von dem Wege, der von Ricardo angedeutet war, ab und lässt hinsichtlich dieser Frage den konstanten Teil des Kapitals ausser acht, obgleich er ebenfalls an der Bildung des Mehrwertes teilnimmt. Wenn er das beachtet und daraus die entsprechenden Schlüsse gezogen hätte, so gäbe es kein Rätsel des ersten Bandes des „Kapitals“ und keine Disharmonie desselben mit den im III. Bande dargelegten Ansichten. Und endlich hat er seine Aufmerksamkeit nicht in genügendem Masse der Bedeutung gewidmet, die hinsichtlich des Einflusses auf den Mehrwert die kürzere oder längere Dauer hat, während deren das Kapital sich in der Produktion befindet. „Der Kapitalwert ist zeitlich in der Produktion gebunden. Daraus folgt: der Mehrwert muss berechnet werden nicht nur proportional dem Werte des akkumulierten Kapitals, sondern auch proportional der Zeitdauer, innerhalb deren dieser Kapitalwert in der Produktion gebunden ist. Der absolute Profit wächst mithin in dem Masse, in welchem die Bindung des Kapitalwertes in der Produktion andauert“<sup>2)</sup>. In dieser Hinsicht müssen wir der Profittheorie von Böhm-Bawerk unsere Anerkennung zollen, da er sie mit dem Zeitmoment verbindet, und zwar nicht in einem absoluten, sondern gerade in dem limitierenden Sinne, den wir diesem Moment in unserer Darstellung beilegen. Das Zeitmoment ist nicht erste Ursache und nicht Hauptgrund der Entstehung des Profits oder des Zinses, wie Böhm-Bawerk das behauptet, der ihn noch mit dem psychologischen Moment in Verbindung bringt, aber es übt doch auf die Höhe des Profits im Verein mit anderen Kräften, die ihn bilden, einen bedeutenden Einfluss aus.

## VI.

Als Schlussfolgerung aus dem von uns oben Gesagten können wir folgende allgemeine These aufstellen: schöpferisches Ele-

1) Budget, op. cit. S. 111 u. derselbe, Der Kapitalprofit. Eine kritische Untersuchung unter besonderer Berücksichtigung der Theorie Franz Oppenheimers. Jena 1920. S. 16.

2) S. Budget. Der Kapitalprofit. S. 77.

ment ist ausser den Naturkräften, die in verschiedener und schwer bestimmbarer Proportion am Schaffen eines neuen Produktes und darunter auch des Mehrwertes <sup>1)</sup> teilnehmen, nur die menschliche Arbeit, teils in Form von lebendiger Arbeit produktiver Arbeiter, teils als Kapital, d. h. als Produktionsmittel und Rohmaterial, die sich letzten Endes in ebensolche Arbeitseinheiten zerlegen lassen. Der Unterschied zwischen dem ersteren und dem letzteren, zwischen der lebendigen Arbeit der produktiven Arbeiter und den Arbeitsteilchen, die gleichsam schlummernd in den Produktionsmitteln enthalten sind, besteht darin, dass die erstere in jedem beliebigen Moment zu unmittelbarem Schaffen fähig ist, während die letzteren erst durch Hinzufügung lebendiger Arbeitskraft zu ihnen ins Leben gerufen werden können, dann aber ebenfalls Schaffenskraft erwerben. Am grellsten tritt die im Kapital sich befindende, wie in einem Kerker eingesperrte Kraft früher geleisteter Arbeit zutage, wenn wir die Werkzeuge vor uns haben, die die Arbeit erleichtern und beschleunigen — die Maschinen. In einer Maschine ist, wie das unermüdlich unzählige Male wiederholt worden ist, gleichsam die Kraft von je zehn und zuweilen von Hunderten von Arbeitern eingeschlossen. Damit sie aber zum Vorschein kommen könne, muss ihr die lebendige Menschenkraft beigefügt werden. Hierbei ist es gewöhnlich so, dass je vollkommener die Maschine ist, eine desto geringere Quantität neuer lebendiger Arbeit angewandt werden muss, um die früher geleistete, aber bis zu einer gewissen Zeit erstarrt gebliebene Arbeit zu beleben und wieder arbeiten zu lassen, damit sie einen neuen Mehrwert schaffe. Ideal wäre vielleicht jene Maschine, wie das seinerzeit schon Sismondi bemerkt hat, bei der ein Arbeiter mit Hilfe eines Hebels die schlummernde Kraft von etwa 1000 Arbeitern in Bewegung zu setzen imstande wäre, und dann könnte man davon reden, dass im gegebenen Falle  $1000 + 1$  Arbeiter arbeiteten, die einen ihrer Zahl entsprechenden Profit schaffen könnten <sup>2)</sup>.

1) Rufen wir uns Mill in Erinnerung mit seinem Hinweis auf die Unmöglichkeit einer genauen Angabe des Anteils der Natur und des Kapitals an der Produktion. Principles etc. Book I, chapter I, § 3.

2) Natürlich sind die Gesetze, die die Quantität des Mehrwerts, der vom physischen Arbeiter erzielt wird, bestimmen, und die Gesetze, die die Grösse des Mehrwerts bemessen, der von den in den Produktionsmitteln enthaltenen Arbeitskräften hervorgebracht wird, vollkommen verschieden und können nicht mit Genauigkeit vorher festgestellt werden. Aber uns kommt es hier nur auf das Prinzip selbst an.

Eine derartige Ausnutzung vorheriger, den Produktionsmitteln innewohnender Arbeit lässt vollkommen unbegrenzte Möglichkeiten zu, denn hier gibt es keine Schranken, die der physischen Natur des Menschen gestellt sind, und wenn die lebendige Menschenkraft bei der Maschine fortwährend durch eine neue ersetzt wird, wodurch die Möglichkeit ununterbrochener Produktion geschaffen wird, so findet hier eine ununterbrochene Ausnutzung früher hineingelegter Arbeitskraft mit Hilfe einer zuweilen sehr geringen Quantität gegenwärtiger Arbeitskraft statt. In den Maschinen findet das nur seinen schärfsten und offenkundigsten Ausdruck, aber dasselbe ist auch auf alle anderen Produktionsmittel vollkommen anwendbar: auf Rohmaterial, Hilfsmaterialien u. s. w. Nicht umsonst ist schon längst und mehrfach von Nationalökonomien bemerkt worden, dass diese Gegenstände bloss früher geleistete Arbeit sind. Nur wurde daraus nicht der weitere Schluss gezogen, dass diese früher geleistete Arbeit in ihrer sozusagen „erstarrten Form“ dieselbe Produktionsfähigkeit im Sinne der Schaffung neuer Werte besitze, wie die Arbeit der lebendigen menschlichen Persönlichkeit; man muss sie bloss mit einem Zauberstabe in Form der schöpferischen Hand des lebendigen Arbeiters berühren und sie auf diese Weise von neuem ins Leben rufen. Dass Marx diese Tatsache nicht begriff und die Behauptung aufstellte, dass das „konstante“ Kapital gewissermassen tot sei, war sein Grundfehler, der ihn zu den uns bekannten falschen Thesen geführt hat.

Der Umstand, dass das Produktionskapital entweder (als umlaufendes) rasch im Produktionsprozess verschwindet oder (als stehendes) nur allmählich abgenutzt wird, widerspricht keineswegs der von uns aufgestellten These und bildet eine vollkommene Analogie zur lebendigen Menschenkraft, die ebenfalls allmählich abgenutzt wird, mit der Zeit die Eigenschaft der Produktivkraft verliert (Altersschwäche des Arbeiters) und endlich vollkommen verschwindet (mit dem Tode des Arbeiters). Dasselbe geschieht auch mit der Maschine, die sich allmählich abnutzend einen gewissen Teil ihrer Produktivitätsfähigkeit einbüsst, bis sie sie endlich vollkommen verliert, womit sie aufhört ein Produktionsmittel zu sein und zu einem Haufen alten Materials wird, das sich nur dazu eignet, zerbrochen und umgearbeitet zu werden. Natürlich entsteht in der Welt nichts aus nichts und nichts verschwindet spurlos, sondern nimmt nur neue Formen an, aber eine veraltete Maschine z. B. verliert ihre Bedeutung für die Produktion und ihre Fähigkeit Ge-

winn zu bringen. Hier ist auch eine volle Analogie zu beobachten zwischen dem „toten“ Kapital — den Werkzeugen oder Produktionsmitteln — und dem „lebendigen“ Kapital — der menschlichen Arbeitskraft.

Die Erklärung der Bildung des Profits, und dabei eines solchen, der mehr oder weniger dem Produktionskapital proportional ist, besteht also darin, dass an der Produktion als schöpferische Kräfte, die den Mehrwert schaffen, alle Teile der Arbeit teilnehmen, sowohl die durch die in der Produktion arbeitende Menschenkraft ausgedrückten, als auch die in allen übrigen Teilen des arbeitenden Kapitals enthaltenen. Eine andere Erklärung kann es nicht geben, die von uns aber eben dargelegte ist nur eine Schlussfolgerung aus Thesen, die hinsichtlich des Kapitals noch zur Zeit der klassischen Schule aufgestellt, jedoch nicht bis zu Ende durchdacht worden sind. Unsere ganze Erörterung läuft natürlich auf die Behauptung von der produktiven Kraft des Kapitals hinaus, bleibt aber nicht an der Oberfläche haften, wie das die übrigen Produktivitätstheorien tun, die so scharf von Böhm-Bawerk kritisiert worden sind, sondern geht weiter im Aufsuchen der Ursache dieser Produktivität und findet sie in der schöpferischen Kraft der Arbeit, in die das Kapital zerlegt werden kann. Dass solch eine „Belebung“ der Produkte früherer Arbeit vollkommen möglich ist, beweist eine ganze Menge uns gut bekannter Tatsachen. Der schöpferische Gedanke des Schriftstellers lebt in seinen Werken viele Jahre nach seinem Tode weiter, die Idee des Erfinders in den von ihm geschaffenen Maschinen; Jahrhunderte leben Bilder, Gebäude, Statuen, und zwar nicht nur in dem Sinne, dass sie existieren, sondern auch insofern, als sie Gedanken und Gefühle einer Menge anderer Menschen wecken und anregen. Dasselbe lässt sich auch von Fabrikgebäuden, Arbeitsmaschinen und Materialien sagen. Der Mensch kann bei seiner Arbeit schlimmstenfalls auch ohne diese Sachen auskommen, aber sie bedürfen unbedingt menschlicher Arbeit, ohne deren Anwendung sie nicht nur tot sind, sondern schliesslich die Fähigkeit wiederbelebt zu werden verlieren, indem sie zerstört werden oder die zu ihrer Belebung notwendigen Eigenschaften einbüßen: verrosten, verwittern, veralten u. dgl.<sup>1)</sup>.

1) Hierin findet vielleicht noch ein übriges Mal die Unsterblichkeit der menschlichen Persönlichkeit ihren Ausdruck, da sie fortfährt nicht nur in den Schöpfungen des menschlichen Geistes (wissenschaftlichen Arbeiten, Kunstwerken u. s. w.) zu leben, sondern auch in denen rein physischer Arbeit, und dabei nicht nur in allerlei materiellen Gegenständen, die die Rolle von Denkmälern spielen (Ge-

Hier ergibt sich folgende Abhängigkeit: Arbeit und Kapital können nur zusammen mit der Natur arbeiten, diese dagegen kann auch selbständig, allein schöpferisch tätig sein, z. B. bei der Erschaffung unentgeltlicher Güter; die Arbeit kann auch ohne Kapital produzieren, aber natürlich immer zusammen mit der Natur, und endlich kann das Kapital nur in Vereinigung mit der Arbeit etwas schaffen, wobei auch die Natur und deren Kräfte beteiligt sind, die überhaupt die allgemeine Grundlage des menschlichen Lebens und der menschlichen Tätigkeit bilden. Das Kapital allein ohne Beteiligung der Arbeit produziert, trotz der entgegengesetzten Behauptung Böhm-Bawerks, nie etwas, ebenso wie in bezug auf die wirtschaftlichen Güter auch die Natur nicht ohne Arbeit auskommen kann. Die von Böhm-Bawerk angeführten Beispiele von dem Golde, das als Meteorstein vom Himmel gefallen sei, und vom höheren Werte guten Rheinweins im Vergleich zu geringem Landwein u. s. w.<sup>1)</sup> als einer Folge von Naturbedingungen, beweisen in dieser Beziehung nichts. Wir wissen doch, dass wenn diese Gaben der Natur eine wirtschaftliche Bedeutung erhalten sollen, in ihnen unbedingt Arbeit angelegt werden muss, deren Resultate von Naturbedingungen, wie z. B. der verschiedenen Fruchtbarkeit des Bodens und dem Klima u. s. w., abhängen und nicht immer dieselben sind, aber Arbeit muss auch da immer angewendet werden. Das Beispiel vom Meteorstein<sup>2)</sup> widerlegt keineswegs unsere These, da auch zu seiner Ausnutzung und Verwandlung in ein wirtschaftliches Gut ein gewisses Quantum von Arbeit angewandt werden muss<sup>3)</sup>. Die andere Bemerkung Böhm-Bawerks, dass es solche, wie er es freilich selbst zugeibt, „verhältnismässig seltene“ Fälle gebe, in denen Kapital allein an der Bildung eines Ertrages beteiligt ist, wie z. B. bei der Verwandlung jungen Weines durch Lagern in besseren alten Wein, ist auch nicht beweiskräftig, denn jene seltenen Fälle können, nicht

bäude), sondern auch als schöpferische Kraft, die noch lange Zeit hindurch und fast bis in die Unendlichkeit ihre schöpferische Arbeit fortsetzt. Denn wenn eine von Arbeitern hergestellte Maschine auch zerstört wird, so war doch mit ihrer Hilfe eine Menge Gegenstände verfertigt worden, die fortfahren direkt oder indirekt der weiteren Produktion zu dienen, d. h. am neuen Schaffen teilzunehmen.

1) Geschichte und Kritik etc. S. 338.

2) Das, Böhm-Bawerk folgend, auch Tugan-Baranowsky in seinen „Grundlagen der politischen Ökonomie“, 4. Aufl., St. Petersburg 1917, S. 56 (russisch) benutzt.

3) Siehe meine „Grundlagen der ökonomischen Wissenschaft“, S. 158.

den anderen „viel häufigeren Fällen gegenübergestellt werden, in denen Kapital mit anderen Produktionsfaktoren — Boden und Arbeit — kooperiert“<sup>1)</sup>. Eine solche Ansicht Böhm-Bawerks ist ein Irrtum. Ohne Einfluss der Naturkräfte kommt in der Produktion nie etwas zustande, und in dem angeführten Beispiel vom Lagern jungen Weines und seiner Verwandlung in alten Wein sehen wir gerade das Resultat des Einflusses von Naturkräften, unter deren Wirkung im Weine die entsprechenden Veränderungen vor sich gehen. Aber auch die Meinung, dass die menschliche Arbeit in diesem Falle nicht beteiligt ist, entspricht nicht der Wirklichkeit. Böhm-Bawerk vergisst in seinem Beispiele, dass auch hier doch eine gewisse, wenn auch minimale (manchmal durchaus nicht so minimale!) Quantität Arbeit geleistet werden muss. Der Wein muss in einen dazu geeigneten Keller gestellt werden, dessen Bau viele Mühe erfordern konnte, im Keller muss die ganze Zeit hindurch eine entsprechende Temperatur aufrechterhalten werden, er muss von Zeit zu Zeit gelüftet werden u. dgl. Man muss sich hierbei nur die Menge von Arbeit vorstellen, die geleistet wird, um Wein aus Champagner Weintrauben aus der Umgegend von Reims in guten Champagnerwein einer der bekanntesten Marken zu verwandeln. Hier sind an der Erreichung des betreffenden Resultates nicht nur Kapital und Natur, sondern auch die Mühe einer Menge von Arbeitern beteiligt. Wenn wir endlich annehmen, dass der Wein einfach in die Erde vergraben ist, wie das mit dem polnischen Met sowie der sogenannten „Starka“ getan wird, so erfordert auch hier das Ein- und Ausgraben eine gewisse Arbeit, mag sie auch noch so minimal sein, aber ohne jegliche Arbeitsleistung wären keinerlei Resultate erzielt worden. Überhaupt können wir annehmen, dass es keinen einzigen Fall gibt, wo das Kapital gänzlich ohne Beteiligung von Arbeit etwas erreichen kann. Nur die Anwendung von Arbeit setzt das Kapital in Bewegung und befruchtet es sozusagen; Kapital und Arbeit entsprechen hier zwei zeugenden Kräften: einer passiven und einer aktiven. Aber die den angeführten ähnlichen Fälle, die bei Böhm-Bawerk figurieren, wo die Kraft der Natur im Verein mit der Zeit eine Erhöhung der Werte bewirkt, sind z. B. die Verwandlung eines Samenkornes in einen Baum und eines jungen Bäumchens in einen mächtigen alten Baumstamm; doch auch hier spielen nicht so sehr das Kapital oder

---

1) Geschichte und Kritik. S. 100.

die Zeit, als die Naturkräfte eine Rolle; wenn die Zeit dagegen als solche in einzelnen Fällen auch Werte steigert (alter Wein, alte Bäume), um wieviel häufiger sind dann die Fälle, wo sie zu der Verminderung und sogar Vernichtung eines Wertes beiträgt<sup>1)</sup>; dieses ist ein Gesetz, das seine Gültigkeit nicht auf Gegenstände allein beschränkt, sondern sich leider auch auf den Menschen erstreckt.

Von dem zur Genüge bekannten Standpunkt, der von uns schon mehrfach beleuchtet wurde und auf dem sich die vorliegende Abhandlung aufbaut, ist jegliche Produktion eine Vereinigung von gegenwärtiger und vorhergehender Arbeit. Bei den allereinfachsten Arten der Produktion, wo ohne Anwendung von Rohmaterial und fast ganz ohne Werkzeuge (mehr oder weniger komplizierte) und völlig ohne Maschinen gearbeitet wird, wie z. B. wenn Erde gegraben wird, — ist es eine ausschliesslich (oder fast ausschliesslich, wenn wir den Spaten nicht in Betracht ziehen) gegenwärtige Arbeit; in anderen Fällen, wo komplizierte Maschinen im Betrieb angewandt werden und die Arbeit in grossen, speziell dazu eingerichteten Gebäuden geleistet wird, — ist es vorwiegend vorhergehende Arbeit. Theoretisch könnten wir uns ein solches Unternehmen vorstellen, wo dank einer hochentwickelten Technik eine geringe Zahl von Arbeitern oder sogar nur ein Arbeiter eine riesige Menge von verschiedenen und vielleicht sogar in vielen Werkstätten in grosser Anzahl zerstreuten Motoren und Maschinen in Bewegung setzt<sup>2)</sup>. Hier würde alles mit Hilfe von früherer Arbeit hergestellt werden und bloss von einem ganz geringen Teil gegenwärtiger Arbeit, die nur dieser ganzen Anhäufung früherer Arbeitskräfte den notwendigen Impuls gibt<sup>3)</sup>.

Einen völligen Gegensatz dazu bildet das von uns oben nur flüchtig angedeutete Unternehmen von Erdgräberarbeiten: dem Graben von Gräben, von Brunnen, dem Bau von Dämmen, wo manchmal ausschliesslich Handarbeit angewendet wird. Man kann sich sogar

1) S. Budge. Der Kapitalprofit. S. 19.

2) Wir können uns bei dieser Gelegenheit einer ähnlichen Hypothese bei S. S i m o n d i, Nouveaux principes etc., 2<sup>e</sup> éd. 1827, tome II, p. 331, Fussnote erinnern.

3) Ein Beispiel dieser Art bietet die Umstellung der Weichen auf einer grossen Eisenbahnstation von einem Zentralgebäude der Station aus durch einen Arbeiter, der die Arbeit einer grossen Anzahl von Weichenstellern ersetzt, oder die Regulierung der elektrischen Beleuchtung eines grossen Gebäudes oder einer Reihe von Gebäuden von einer Zentralstelle aus, wo sich die Schalttafel befindet, usw.

ein grosses kapitalistisches Unternehmen vorstellen (ich habe im früheren Russland derartige Beispiele in Wirklichkeit gesehen), wo dem Unternehmer einige Dutzende oder zuweilen sogar Hunderte von Erdgräbern zur Verfügung stehen, fast ohne irgendwelches stehende Kapital in Form von Maschinen oder Werkzeugen (wenn wir hierzu nicht die Spaten und Karren rechnen, die dazu noch häufig den Arbeitern selbst gehören). Solch ein Unternehmer übernimmt einzelne grosse Arbeiten für eine bestimmte vereinbarte Summe, wobei er seinen Arbeitern einen bestimmten Lohn auszahlt, der in keiner Weise von jener Summe abhängt. Hier sehen wir etwas dem vorigen Beispiel vollkommen Entgegengesetztes: alles läuft auf die Tätigkeit der gegenwärtigen Arbeit hinaus, fast ohne jegliche Beteiligung der vorherigen in Form von einem so oder anders gearteten Produktivkapital. Im ersten Falle tut das Kapital fast alles, im zweiten wird fast alles der Arbeit aufgebürdet. Dieses sind natürlich zwei Extreme, aber sie illustrieren am grellsten die von uns erörterte These <sup>1)</sup>.

Bei der Verteilung des erhaltenen Produkts unter die an der Produktion teilnehmenden Faktoren müsste im zweiten Falle alles auf Rechnung der gegenwärtigen Arbeit (des variablen Kapitals) gestellt werden, während im ersten Falle alles das Resultat der vorherigen Arbeit (des konstanten Kapitals) wäre. Bei der „Zurechnung“ dieses Produkts an die einzelnen Produktionsfaktoren würden im ersten Falle die Personen, die das Verfügungsrecht über die vorherige Arbeit haben, auf den Teil des Produktes ihren Anspruch erheben, der ihr seine Entstehung verdankt, wobei es vollkommen gleichgültig ist, ob solche Personen einzelne Unternehmer, oder eine Gruppe von Arbeitern, oder endlich, bei einer sozialistischen Struktur des gesellschaftlichen Lebens, die Gesellschaft als Ganzes sind.

Eine ganz andere Frage ist es, warum von dem Teil, der von der gegenwärtigen Arbeit geschaffen ist, ein gewisser Anteil dem Organisator der Produktion übergeben werden muss, wobei es wiederum gleichgültig ist, ob dieser ein privater Unternehmer ist oder die Gesellschaft in ihrer Gesamtheit. Hier vereinigen sich verschiedene Elemente: die Entlohnung der Person,

1) Siehe ähnliche Beispiele der Ausnutzung einfacher Arbeit ohne Anwendung von stehendem Kapital auch bei C. Cornélisse n. *Traité général de science économique*. Paris 1926. T. III: *Théorie du capital et du profit*. Vol. I. p. 221.

die die Produktion durch Vereinigung der sie bildenden Elemente organisiert, eine gewisse Vermittlerfunktion dieser Person (sogar bei der Veranstaltung der Erdarbeiten in dem von uns oben angeführten Beispiel, wo der Unternehmer sie fast ganz ohne jegliches stehende Kapital arrangieren kann, u. dgl. mehr), und endlich ausserdem in betreff der Lohnhöhe noch ein gewisses Moment des Kräfteverhältnisses, das den einzelnen Arbeiter von der Möglichkeit abhängig macht vom Veranstalter der Produktion zur Arbeit zugelassen oder nicht zugelassen zu werden, wobei letzterer auch der Staat selbst oder die Gesellschaft sein kann<sup>1)</sup>.

## VII.

Falls die Arbeiter selbst das Unternehmen organisieren und falls ihnen die Produktionswerkzeuge gehören, so erhalten sie den Profit von der in der Produktion angewandten früheren Arbeit natürlich selbst, ebenso wie auch die Entschädigung für die organisatorische Arbeit und für das Verdienst der Vereinigung und Ineinklangbringung aller notwendigen Produktionsfaktoren. Sie erhalten ebenso das grössere oder geringere Plus an Mehrwert, das durch ihre eigene Arbeit geschaffen ist und das unter anderen Bedingungen in die Hände des Unternehmers gelangen würde. Hier wird ein Profit ebenso erzielt werden, aber er wird den Arbeitern selbst zugute kommen, die selbst Veranstalter und Leiter der Produktion sind. Der Profit entsteht ja überhaupt aus der Tatsache der Schaffung neuer Werte in der Produktion, die Frage nach seiner Verteilung aber und nach seinem Gelangen in die Hände dieser oder jener sozialen Gruppe ist bereits Folge eines bestimmten und konkreten Faktums, welches von entsprechenden veränderlichen Umständen abhängt.

Unter den Bedingungen der modernen Wirtschaft verfügt der Kapitalist, der das Kapital besitzt, auf diese Weise sowohl über die gegenwärtige lebendige Arbeitskraft in Gestalt der von ihm angestellten Arbeiter, als auch über die Arbeitskraft früherer Generationen oder überhaupt über früher geleistete Arbeit, die im Rohmaterial und in den Produktionsmitteln enthalten ist, und die

---

1) Wir können uns hierbei die Ansichten von Lexis und Tugan-Baranowsky in Erinnerung rufen, und speziell des letzteren bekannte „Soziale Theorie der Verteilung“. Berlin 1913.

bei ihrer Befruchtung durch gegenwärtige Arbeit dieselbe Fähigkeit zu einer Selbstvermehrung oder zu einer Schaffung neuer Werte zeigt wie diese letztere. Dem Wesen nach ist, wie wir es schon behaupteten, hier kein Unterschied, er besteht nur formell.

Überhaupt ist von diesem Standpunkt aus im Kapital immer eine gewisse in ihm eingeschlossene Ausgabe oder Leistung vorhanden, und als deren Resultat — die Kraft der vorherigen Arbeit. In einem Falle ist es die Arbeit von früheren Generationen: alte Gebäude, Wege, Kanäle, — von Generationen, die sich für uns abgemüht haben und deren Arbeit in erstarrter Form lange Zeit zugunsten späterer Generationen zu wirken fortfährt, wenn die Schöpfer dieser Werke schon längst nicht mehr am Leben sind und sogar jedes Andenken an sie verschwunden ist. In einem zweiten Falle ist es die Arbeit anderer Leute, die einst in die einen oder anderen Dinge hineingelegt wurde, z. B. Maschinen, die jeder benutzen kann, der sie sich anschafft und diese versachlichte Arbeit anderer Menschen für sich arbeiten lässt. Endlich, in einem dritten Falle, kann es die Arbeit desselben Menschen sein, aber nur vorherige, die in irgendwelchen die produktive Wirkung vergrößernden Werkzeugen eingeschlossen ist, wie im Beispiel desselben Böhmer-Bawerk von der Erhöhung der produktiven Wirkung bei der Zustellung von Wasser durch den Übergang von der unmittelbaren Stillung des Durstes aus einer Quelle durch Schöpfen mit der hohlen Hand zu einem aus einem Holzklotz gehöhlten Eimer, und noch mehr durch die Einrichtung eines Systems von Röhren aus einer Reihe von ausgehöhlten Baumstämmen, durch welche das Wasser aus der Quelle direkt zur Hütte des Ansiedlers fließt. Ebenso ist es auch bei der Gewinnung von Steinen, die zum Bau eines Gebäudes nötig sind: statt sie von der Felswand mit blosser Hand abzubrechen, werden vorher Meissel und Hammer hergestellt, die die Arbeit des Steinbrechens viel erfolgreicher werden lassen, und endlich erfolgt, abgesehen von den notwendigen Werkzeugen aus Stahl, noch die Bereitung von Schiesspulver, mit dessen Hilfe man einen Teil der Felswand in die Luft sprengen und dadurch eine viel grössere Menge von Steinen gewinnen kann<sup>1)</sup>. In allen diesen Fällen, den letzten mit eingeschlossen, haben wir die Möglichkeit, in der Produktion ausser der gegenwärtigen lebendigen Kraft noch eine ergänzende früher geleistete Arbeit anzuwenden,

---

1) B ö h m - B a w e r k. Positive Theorie des Kapitals. Bd. I. Jena 1921. S. 12.

wobei es ganz gleichgültig ist, ob es die Arbeit anderer Leute oder desselben Menschen ist, die in den Arbeitswerkzeugen enthalten ist, oder im Kapital, das die Ertragsfähigkeit erhöht und die Erzielung einer vergrößerten Menge von Produkten, unter gewissen Bedingungen — eines Profits ermöglicht. Der Umstand, dass es in dem einen Fall die Arbeit anderer Menschen und in dem anderen — die Arbeit desselben Menschen ist, ändert nichts an dem Wesen der Sache. Im letzteren Falle kann dieser Mensch die Produktivität seiner gegenwärtigen Arbeit durch Hinzufügung zu derjenigen seiner eigenen früher geleisteten Arbeit erhöhen, welche die Eigenschaft hat, bei einer derartigen Befruchtung durch erstere, neue Mehrwerte zu schaffen.

Alles das bezieht sich auf die Entstehung des Profits bei statischen ökonomischen Verhältnissen, welche wir die ganze Zeit über im Auge haben. Etwas anderes ist es mit der Erklärung des Profits aus der Dynamik des ökonomischen Prozesses, auf der Professor Schumpeter seine bekannte Theorie aufbaut. Hierbei wollen wir auch beiläufig auf den Versuch eines russischen Gelehrten, Prof. J. M. Kulischer, hinweisen, die Möglichkeit der Entstehung des Profits zu erklären nicht nur aus der gegenwärtigen oder früheren Tätigkeit der Arbeiter, die im weiteren Sinne des Wortes genommen werden (d. h. sowohl der physischen Arbeiter als auch der intellektuellen: Ingenieure, Leiter eines Unternehmens u. s. w.), — sondern als Erklärung dafür werden von ihm herangezogen hauptsächlich die Resultate der schöpferischen Arbeit des Erfinders, der neue Maschinen und vervollkommnete Produktionsmethoden schafft. Darüber lohnt es sich, wenigstens in Kürze, zu berichten.

Den Profit kann man als statische oder dynamische Erscheinung betrachten. Die meisten Nationalökonomien fassten den Profit im Sinne einer statischen Erscheinung auf, doch hat man auch versucht, ihm den Sinn einer dynamischen beizulegen, oder auch sogar das Entstehen des Profits nur unter der Bedingung des Vorhandenseins eines dynamischen Prozesses, welcher allein den Profit erzeugt, gelten zu lassen. Auf solch einem Standpunkt steht, wie wir wissen, Schumpeter<sup>1)</sup>. Einen dem seinigen ähnlichen Standpunkt nimmt

---

1) J. Schumpeter. Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung. Eine Untersuchung über Unternehmerrgewinn, Kapital, Kredit, Zins und Konjunkturzyklus. Zweite, umgearbeitete Auflage. München 1928. Siehe dazu unter anderem auch

auch Professor J. Kulischer ein, welcher den zweiten Band seines grossen, hauptsächlich historischen Werkes über den Profit dem Beweise der Auffassung widmet, gemäss welcher der Profit im XIX. Jahrhundert „vor allem durch die schöpferische Arbeit des Erfinders erzielt wird, welche sich in Maschinen, Motoren, Apparaten, in den verschiedensten Vervollkommnungen der Technik, welche bei der Produktion angewandt werden, verkörpert“. Es ist kein Zufall, dass der Verfasser darauf hinweist, dass es sich um den Profit im XIX. Jahrhundert handelt, denn er, als in erster Linie Wirtschaftshistoriker, spricht nicht vom Profit im allgemeinen oder vom Profit im Rahmen der kapitalistischen Wirtschaft, sondern von dem Profit während gewisser Perioden, welche manchmal nicht etwa ein Jahrhundert umfassen, sondern nur einen Teil eines Jahrhunderts. Gewiss hält J. Kulischer den von ihm hervorgehobenen Faktor nicht für die einzige Quelle des Entstehens von Profit, sondern lässt neben dieser Quelle auch eine andere gelten, welche allerdings nur eine parallele und „teilweise“ Wirkung hat — die Leistung des Arbeiters. „Das XIX. Jahrhundert“, sagt er, „ist das Jahrhundert der Erfindungen, und diese Erfindungen haben nicht nur, infolge der Verbilligung der Waren, den Reichtum geschaffen, sondern auch den Profit, welchen der kapitalistische Unternehmer erhält, obgleich man es nicht leugnen kann, dass neben dieser Profitquelle noch eine andere Quelle bestand und teilweise auch heute noch fortfährt zu bestehen — die Leistung des Arbeiters“<sup>1)</sup>.

Dieser Gedanke zieht sich wie ein roter Faden durch seine ganze Erörterung. Beim Betrachten der Bedeutung der schöpferischen Arbeit des Erfinders beweist Kulischer ausführlich den Einfluss, welchen der schöpferische Gedanke des Erfinders auf den ganzen Produktionsprozess ausübt. Er weist darauf hin, dass der an die Maschine gestellte Arbeiter genötigt ist, sich ganz den Bewegungen der Maschine zu fügen, also folglich sich dem Willen und den Absichten des Erfinders zu unterwerfen. In gleicher Weise ist auch der Fabrikant, „der die Maschinen und Appa-

---

O. Engländer. Kapitalzins und wirtschaftliche Entwicklung. Kritisches zur Lehre Joseph Schumpeters. Zeitschrift für die ges. Staatswissenschaft. Band 84. 1928. S. 102 ff.

1) J. M. Kulischer. Die Evolution des Kapitalzinses im Zusammenhang mit der Entwicklung der Industrie und des Handels in Westeuropa. Bd. II: Das XIX. Jahrhundert. St. Petersburg 1908 (russisch). Vorwort, Seite IV—V.

rate herstellt, ebenso wie seine Ingenieure und Arbeiter, nichts weiter als Vermittler zwischen dem Erfinder und dem Unternehmer, der die Maschine in der Produktion anwendet“ . . . Von da an, wo die Erfindung im Produktionsprozess verwendet wird, „enthalten alle Produkte, welche mit Hilfe dieser Maschine während der ganzen Zeit ihres Gebrauches in der Produktion hergestellt werden, die schöpferische Arbeit des Erfinders, der sie geschaffen hat“<sup>1)</sup>. Alles das ist vollständig richtig und allgemein bekannt, und bedarf nur einer gewissen Erweiterung, welche in diese Konstruktion auch die noch mehr von der unmittelbaren Produktion entfernten Arten von Kopfarbeit mit einschliesst: die Arbeit überhaupt aller Gelehrten, welche die notwendigen wissenschaftlichen Voraussetzungen für die Möglichkeit der Erfindung geschaffen haben. In solch einer Fassung verwandelt sich dieser Gedanke, obgleich er richtig ist, in einen Trismus: alles, was in der Gegenwart geschaffen wird, verdanken wir der Arbeit und den angehäuften Kenntnissen früherer Geschlechter. — Wenn man auf diesem Wege weitergeht, so kann man schliesslich bei Prometheus anlangen, der den Menschen das Feuer verliehen hat, ohne dessen Gebrauch kein Progress der Menschheit möglich wäre.

Indem Kulischer die Bedeutung der Arbeit des Erfinders als Quelle und Hauptursache des Zinses in den Vordergrund schiebt, betont er ihre ausgedehnte Anwendung, nicht nur im Raume — für eine ganze Reihe von Unternehmungen, sondern auch in der Zeit — nicht nur für gegenwärtige, sondern auch für zukünftige Unternehmungen. „Die Arbeit des Erfinders geht nie verloren, sie fährt fort Jahrzehnte und Jahrhunderte lang in seinen Werken weiterzuleben“ — und daraus wird der Schluss gezogen, dass „das Mehrprodukt, welches durch Anwendung technischer Vervollkommnungen in der Produktion erzielt wird, durch die schöpferische Arbeit des Erfinders und nicht durch die ausführende Leistung des Arbeiters geschaffen ist“<sup>2)</sup>. Hierzu muss man hinsichtlich der schöpferischen Arbeit im allgemeinen bemerken, dass dieses alles nicht nur von der Arbeit des Erfinders, sondern von der Geistesarbeit im allgemeinen gesagt werden müsste. Die elementare Schlussfolgerung aus dem Gesagten ist, dass an jeder

---

1) Kulischer. Die Evolution des Kapitalzinses etc. Seite 38—39.

2) Kulischer, op. cit. S. 40—41.

schöpferischen Tätigkeit neben der physischen auch die geistige Arbeit beteiligt ist, aber auch umgekehrt, dass man im Leben zur Verwirklichung der einen oder anderen geistigen Errungenschaft materieller Bedingungen bedarf, die unumgänglich mit der physischen Arbeit verbunden sind. Denken wir an die Musik und die für sie notwendigen musikalischen Instrumente, Konzertsäle, das Vorhandensein eines Orchesters; auf die Notwendigkeit von technischen Instrumenten für die Wissenschaft, von Observatorien, Laboratorien, Museen u. s. w. braucht man nicht ausführlicher einzugehen . . .

Aber Kulischer spricht hier, wie wir schon erwähnten, nicht nur von der ideellen Seite der Frage, welche natürlich jeglichen ökonomischen Fortschritt mit diesen oder jenen wissenschaftlich-technischen Errungenschaften verbindet, sondern auch von der rein ökonomischen Wirkung. „Das Mehrprodukt, welches dank der veränderten Art der Produktion erhalten worden ist, muss dem ausführenden Werk des Arbeiters ebenso wie der schöpferischen Arbeit des Erfinders zugeschrieben werden“<sup>1)</sup>. Das ist schon etwas anderes. Die schöpferische Arbeit des Erfinders kann hier nur als ideelle Ursache oder als ideeller Faktor eine Rolle spielen, nicht aber als ökonomischer. Ökonomisch kann der Erfinder, welcher seinerzeit das Patent seiner Erfindung verkauft hat (ob er einen günstigen Gebrauch davon gemacht hat oder nicht, das ist nur eine Tatsachenfrage und interessiert uns hier nicht), nicht deswegen beinahe jahrhundertlang für den Erzeuger des Gewinnes gelten, ebenso wie auch der Arbeiter, welcher eine Maschine erbaute, die jahrzehntlang gebraucht wurde, seinerzeit den Lohn in Form des verdienten Gehaltes empfangen hat, und sich nicht mehr unmittelbar in Beziehung zu dem von ihr produzierten Mehrprodukt stellen kann, wenn auch die durch seine Arbeit entstandene Maschine im Laufe vieler Jahre und vielfach an der Erzeugung neuer Gewinne beteiligt gewesen ist. Das Verhältnis des einen oder anderen dieser Erschaffer der Maschine zu derselben ist seinerzeit schon erloschen und kann nicht auf unbegrenzte Zeit ausgedehnt werden, obwohl die von ihnen in diese Maschine hineingesteckte Arbeit deshalb keineswegs alle ihre schöpferischen Eigenschaften im Sinne der Möglichkeit der Erzeugung einer grösseren Menge von Produkten und ihrer Umsetzung in die ökonomische Kategorie des Gewinnes verlieren muss. Die Sache

1) Kulischer, op. cit., S. 42.

ist die, dass jetzt diese schöpferische Arbeit des Erfinders und die physische Leistung des Arbeiters ökonomisch — nicht aber technisch — eine neue Form angenommen haben und ein Kapital darstellen, dessen Nutzniessung dem kapitalistischen Unternehmer die Möglichkeit der Erzielung eines Mehrprodukts, des Profits, sichert. Ob ein solcher in jedem einzelnen Falle vorhanden sein wird, das ist wiederum eine Tatsachenfrage, welche uns vom rein theoretischen Standpunkt aus eben nicht interessiert. Für uns ist allein die Möglichkeit der Erzielung eines Gewinnes als solche sowie ihre Begründung wichtig.

Die Verstandesschöpfung des Erfinders und die Resultate der Arbeiterleistungen, welche sich in der mit ihren vereinten Kräften erbauten Maschine äussern, stellen etwas Neues, vom Erfinder und von den Arbeitern gänzlich Verschiedenes dar, das vom ökonomischen Standpunkte aus im weiteren weder zu der Arbeit des erfinderrischen Verstandes noch zu den angewandten Leistungen dieser Arbeiter in Beziehung gesetzt werden kann. Alle diese Arbeitsarten haben schon ihr Resultat ergeben, in Form der Erschaffung von etwas Neuem, das, wie wir wissen, unter bestimmten Voraussetzungen sein selbständiges Dasein führt. Das ist in gewissem Grade dasselbe wie bei Kindern, die das Licht der Welt erblicken. Allerdings sind diese in gewissem Sinne die Fortsetzung ihrer Eltern, aber gleichzeitig sind sie vollständig neue Menschen, welche manchmal das Werk ihrer Väter fortführen, manchmal aber auch es zerstören. So ist es auch auf ökonomischem Gebiet: die frühere Arbeit geistiger und physischer Art hat zum Resultat gewisse Möglichkeiten einer weiteren schöpferischen Tätigkeit, welche aber völlig neu sind, nicht in unmittelbarer Beziehung zu ihren Quellen stehen und ein selbständiges Dasein führen. Sie stehen im Gegenteil (was eine Voraussetzung für ihre Intätigkeitsetzung ist) schon in Beziehung zu der neuen Arbeit, welche mit der früheren gar nicht zusammenhängt, selbst wenn es auch gerade dieselben Arbeiter wären, die die betreffende Maschine erbaut haben. Diese Resultate der früheren Arbeit, welche die Resultate der Anwendung der neuen Arbeit vermehren, stellen ein Kapital dar, welches von diesem Standpunkt aus eine in ihrer Art selbständige Produktivität besitzt, und diese bringt dem Besitzer — er sei ein Privatunternehmer, eine Gemeinde oder ein Staat — einen entsprechenden Gewinn.

Wir haben den Ansichten Professor Kulischers, mit denen wir uns durchaus nicht einverstanden erklären können, nur des-

halb einige Aufmerksamkeit geschenkt, weil es auf den ersten Blick scheinen könnte, dass zwischen ihnen und dem, was wir oben ausführten, einige Berührungspunkte vorhanden seien. Bei einer einigermaßen aufmerksamen Prüfung schwindet dieser Eindruck. Bei Kulischer handelt es sich um die Bedeutung der Arbeit des Erfinders, die auf einer gewissen ökonomischen Entwicklungsstufe als Hauptfaktor einen Gewinn ermöglicht, wobei in dieser Hinsicht die Rolle der gegenwärtigen und vorhergegangenen, eine schöpferische Kraft besitzenden Arbeit vollständig beiseitegeschoben wird <sup>1)</sup>.

## VIII.

Unsere Ansicht hingegen basiert — wie das aus dem oben Gesagten erhellt — auf der produktiven Kraft der Arbeit, auf welche letzten Endes auch die produktive Kraft des Kapitals hinausläuft. Auf diese Weise könnte ich meinen Ansichten den Namen einer auf der Arbeitsgrundlage basierenden Produktivitätstheorie geben. Genau genommen habe ich eigentlich zwei Produktivitätsfaktoren im Auge: Natur und Arbeit. Die Bedeutung des ersteren Faktors als allgemeiner Grundlage für die Möglichkeit alles menschlichen Lebens und aller menschlichen Tätigkeit kann aber, ungeachtet seiner Wichtigkeit, in den Hintergrund geschoben werden, um so mehr als bei der Produktion diese Bedeutung augenscheinlich nur mit Hilfe dieser oder jener Produktionswerkzeuge, welche die Naturkräfte „einfangen“, zutage treten kann. Ausserdem: während viele Produktivitätstheorien eigentlich Theorien der Produktivität des Kapitals sind, stelle ich hauptsächlich die Produktivität der Arbeit in den Vordergrund, indem ich überhaupt alle Produktivitätsfaktoren in die in ihnen enthaltenen Einheiten der vorhergegangenen und gegenwärtigen Arbeit zerlege. Ein derartiges Zerlegen bietet natürlich keinerlei Schwierigkeiten und verwandelt die gesamte Produktionsmasse in eine gewisse Zahl von gleichartigen Einheiten, so mannigfaltig auch deren wirkliche Form sein mag. Wenn wir z. B. die Baumwollproduktion nehmen und die daran beteiligten Faktoren in eine entsprechende Anzahl von dazu verwendeten Arbeitstagen zerlegen, so können wir ungefähr folgendes Bild erhalten. Nehmen wir an, dass das Rohmaterial — im gegebenen Fall also die Baumwolle —

1) Diese Theorie von Prof. Kulischer hat auch in der russischen Literatur keine besonders günstige Annahme gefunden. Siehe W. Gelesnoff in „Die Wirtschaftstheorie der Gegenwart“. Wien 1927. Band I. S. 173—174.

welches für eine Produktionsperiode von einem Jahr benötigt wird, ein Äquivalent von 10.000 Arbeitstagen darstellt, das Fabrikgebäude 100.000 Arbeitstagen und die Maschinen 10.000 Arbeitstagen gleichkommen, und dass endlich zu all dem noch 5.000 Tage an Leistungen der Arbeiter, welche im Laufe der Produktionsperiode von einem Jahr beschäftigt waren, hinzuzufügen sind. — Auf diese Weise sind in das Unternehmen 120.000 Tage vorhergegangener Arbeit hineingesteckt worden, welche in einer dem Beginn der Produktion mehr oder weniger naheliegenden Zeit angewandt worden sind, und ausserdem noch 5000 Tage gegenwärtiger — oder anders gesagt: laufender — Arbeit. Aber diese ganze vorhergegangene und gegenwärtige Arbeit wird im Laufe verschiedener, nicht gleichartiger Perioden verausgabt. Nehmen wir an, dass das Gebäude im Laufe von 100 Jahren seinem Zweck dienen kann, die Maschinen — im Laufe von 10 Jahren, die Baumwolle und die Arbeitszeit der angestellten Arbeiter aber schon im Laufe der Produktionsperiode von einem Jahr verausgabt werden. Während (wie es sich von selbst ergibt, wenn man die Sache vom Standpunkt der Wertbildung aus ansieht) das Gebäude im Laufe eines Jahres dem in ihm hergestellten Produkt  $\frac{1}{100}$  seines Wertes abtritt, geben die Maschinen diesem Produkt  $\frac{1}{10}$  ihres Wertes, und der Wert der Baumwolle und der lebendigen menschlichen Arbeitskraft gehen vollständig in demselben auf.

Bei dergleichen Annahmen ergibt sich, dass der Wert des im gegebenen Unternehmen im Laufe eines Jahres hergestellten baumwollenen Garns, in Arbeitstagen ausgedrückt, folgender ist:

|                    | Abnutzung<br>des Gebäudes | Abnutzung der<br>Maschinenteile | Abnutzung der<br>Angewandte<br>Arbeit | Arbeits-<br>tage |
|--------------------|---------------------------|---------------------------------|---------------------------------------|------------------|
| Wert der Baumwolle | 1000                      | 1000                            | 5000                                  | = 17.000.        |
|                    | +                         | +                               | +                                     |                  |
| 10.000             |                           |                                 |                                       |                  |

Nach unserer Voraussetzung hat jegliche an der Produktion beteiligte Arbeit, die gegenwärtige wie die vorhergegangene, bei ihrer Intätigkeitsetzung die Fähigkeit einen Mehrwert zu erzeugen, weil sie, wie wir wissen, schöpferische Kraft besitzt. In dieser Beziehung machen wir zwischen den einzelnen Bestandteilen des Kapitals keinen Unterschied, und das ermöglicht uns die Schwierigkeit zu umgehen, welche Marx auf dem Wege seiner Profittheorie selbst aufgestellt hat.

Vorausgesetzt, dass die Arbeit, welche äussere Form sie auch annehme, ob sie in Gestalt von Baumwolle oder von Maschinen oder von einer bestimmten Anzahl von Arbeitstagen in Betracht

komme, ein und dieselbe Norm des Mehrwertes ergibt<sup>1)</sup>, und vorausgesetzt, dass sie hier gleich 10% ist, erhalten wir im gegebenen Falle den allgemeinen Wert des neuen Produkts. Dieser letztere kommt, wie wir aus dem oben Erwähnten ersahen, 17.000 Arbeitstagen gleich, welche zur Herstellung eines fertigen Produkts verwandt wurden, plus dem Mehrwert an Arbeitstagen der gegenwärtigen wie auch der vorhergegangenen Arbeit als eines Ganzen, d. h. von 125.000 Arbeitstagen. Dieser Mehrwert ergibt 12.500 Arbeitstage; folglich wird der allgemeine Wert des erzeugten Produktes 29.500 Arbeitstagen gleichkommen. Es ist ganz klar, dass sich hier ein grosser Unterschied herausstellt zwischen der Berechnung dessen, was zu dem Werte des Produktes gehört, und dessen, was für die Bestimmung des Mehrwertes als Grundlage dient: der Mehrwert muss, unserer Voraussetzung nach, mit allen Arbeitseinheiten, die das Kapital enthält, und nicht nur mit der lebendigen Arbeitskraft und mit jenen Einheiten, welche im Produktionsprozess verausgabt wurden, verbunden sein. Wir haben doch schon oben gesehen, dass an der Herstellung des fertigen Produkts, und folglich auch an der Erzeugung des Profits, das Kapital als Ganzes beteiligt war: das ganze Fabrikgebäude und alle Maschinen im ganzen, und nicht nur diejenigen Teile allein, welche dabei abgenutzt wurden und in den Wert des Produktes übergegangen sind.

Dasselbe aber ergibt sich auch, wenn wir uns einem beliebigen anderen Unternehmen zuwenden, in welchem nur lebendige Arbeitskraft verwendet wird, ohne Maschinen und ohne Vorhandensein irgendwelcher Fabrikgebäude (z. B. Erdarbeiten), und zwar in demselben Masse wie auch im ersten Fall, d. h. bei 125.000 Arbeitstagen im Laufe eines Jahres. Ihre Anwendung bei Voraussetzung derselben Norm von Mehrwert wie auch im ersten Fall, d. h. für das in dem gegebenen Falle in Form von Arbeitslohn verausgabte Kapital, ergibt dasselbe Resultat, d. h. liefert als Endergebnis

---

1) Das von uns angeführte Beispiel stellt selbstverständlich nur eine Abstraktion dar. Es schliesst natürlich gar nicht aus, dass in einigen Unternehmungen der Mehrwert vom variablen Kapital, d. h. der lebendigen Arbeit, prozentual viel höher sein kann, als der Mehrwert vom konstanten Kapital, d. h. den Produktionsmitteln, und umgekehrt. Dieses Verhältnis ist von unserem Standpunkt aus eine Nebensache, da für uns in dieser Frage nur die Aufstellung des Prinzips selbst von hauptsächlichster Bedeutung ist, nämlich die Entstehung des Mehrwertes aus beiden Teilen des Kapitals. Das innere Verhältnis dieser beiden Teile zueinander kann aber sehr verschieden ausfallen und wird letzten Endes ausgeglichen.

ein Produkt, welches dem Werte von  $125.000 + 12.500$  Einheiten gleichkommt, d. h. einer Anzahl von 137.500 Arbeitstagen. Die Produktivität der Arbeit, ihre Kosten — im Sinne der Ausgaben für ihre Wiederherstellung — und ihre Qualität, — das alles gilt uns, der Einfachheit halber, gleich, d. h. richtiger gesagt: wir führen alles auf gewisse Quantitäten gleicher Arbeitswerteinheiten zurück. Auf diese Weise besteht — wie das durch diese beiden künstlich vereinfachten Beispiele illustriert wird — bei einer derartigen Inangriffnahme der Sache kein Unterschied hinsichtlich der Erzielung von Gewinn zwischen den Unternehmen, welche ein grosses Quantum von konstantem Kapital (im Sinne von Marx) verwenden und eine verhältnismässig geringere Anzahl von Arbeitern beschäftigen, und solchen, welche kein oder fast gar kein konstantes Kapital besitzen und bei welchen alles auf der lebendigen Arbeitskraft beruht, — oder nach der Terminologie von Marx: es fällt hier in Beziehung auf Mehrwert und Profit der Unterschied weg zwischen den Kapitalen höherer und niedrigerer organischer Zusammensetzung.

Wenn man in diesem Fall die Umlaufzeit des Kapitals unberücksichtigt lässt und nur den allgemeinen Umfang der im Laufe eines Jahres gemachten Ausgaben in Betracht zieht, so wird der Profit von dem bei jeder dieser Unternehmungen verausgabten Kapital in Prozenten das gleiche ergeben, nämlich 10%. Der Unterschied wird nur darin bestehen, dass in dem ersten Fall nach Abschluss der jährlichen Produktion ein Teil des stehenden Kapitals bei dem Unternehmer übrigbleibt und in dem von ihm realisierten hergestellten Produkt Summen wiedereingebracht werden, welche für das Rohmaterial, die Arbeitslöhne und die verbrauchten Teile des stehenden Kapitals ausgegeben worden waren, — in dem zweiten Fall aber, in welchem es, unserer Voraussetzung nach, gar kein stehendes Kapital gab, werden die für Arbeitslohn verausgabten Summen ebenso allmählich oder auf einmal wiedereingebracht, und der Unternehmer hat zu Beginn des neuen Jahres das in seinem Umfang dem früheren gleichkommende umlaufende Kapital. Der Umstand, dass es sich in dem einen Fall um stehendes, in dem andern aber um umlaufendes Kapital handelt, ändert nichts im Sinne des Wertes oder der geldlichen Ausdrucksform, auf welche, vom Standpunkt der Buchhaltung, letzten Endes alles hinausläuft. Jener Umstand aber, dass wir im ersten Fall eine Unternehmung vor uns haben, bei welcher die Produktionsprozesse eine lange Zeit in Anspruch nehmen, im zweiten Fall dagegen, z. B. bei Erdar-

beiten, diese Prozesse zu jeder beliebigen Zeit im Laufe des Jahres als teilweise beendet gelten, ändert wesentlich gar nichts, weil wir z. B. in letzterem Falle eine auf Jahrestermine fixierte Übernahme der Lieferung voraussetzen können, deren Begleichung erst am Ende des Jahres stattfindet, so dass es erst dann möglich ist den erhaltenen Gewinn zu realisieren.

Wenn man nun endlich in unserem Falle den Arbeitstag irgendeiner Geldeinheit — z. B. dem Dollar — gleichsetzt, so ergibt sich für uns folgendes Bild:

### I. Unternehmung.

Das bei dieser Unternehmung angewandte Kapital besteht, laut unserer Voraussetzung, aus folgenden Teilen:

| Gebäude    | Rohmaterial | Maschinen   | Arbeitslohn |               |
|------------|-------------|-------------|-------------|---------------|
| 100.000 \$ | + 10.000 \$ | + 10.000 \$ | + 5000 \$   | = 125.000 \$. |

Am Schluss der Produktionsperiode von einem Jahr bleiben dem Kapitalisten, entsprechend den vorausgesetzten Bedingungen, unter Abrechnung der in das fertiggestellte Produkt übergegangenen Werte:

| Gebäude   | Rohmaterial | Maschinen | Arbeitslohn <sup>1)</sup> |               |
|-----------|-------------|-----------|---------------------------|---------------|
| 99.000 \$ | + 0 \$      | + 9000 \$ | + 0 \$                    | = 108.000 \$. |

dazu muss aber hinzugefügt werden:

|   |   |   |   |              |
|---|---|---|---|--------------|
| der Wert des fertigen Produktes,<br>der dem Wert der in das Produkt<br>übergegangenen Produktionsmit-<br>tel entspricht | + | der Mehrwert im Umfang<br>von 10% auf alle in der<br>Unternehmung enthaltenen<br>Arbeitseinheiten |   |              |
| 17.000 \$   |   | 12.500 \$   | + | = 29.500 \$. |

also als Endresultat:

$$108.000 \$ + 29.500 \$ = 137.500 \$.$$

### II. Unternehmung.

Das bei dieser Unternehmung angewandte Kapital besteht nur aus einem Teil:

|             |
|-------------|
| Arbeitslohn |
| 125.000 \$, |

und unter diesen Bedingungen bleibt dem Kapitalisten am Schlusse

1) In meinem Zahlenbeispiel wird unter der Rubrik „Arbeitslohn“, die man auch anders als „Arbeit“ bezeichnen könnte, selbstverständlich nicht nur die physische Arbeit allein, sondern auch die Arbeit der Ingenieure, Direktoren u. s. w. verstanden, ebenso wie auch in der entfalteten Formel eines konkreten Profits auch andere Elemente, wie glückliche Finanzkombinationen, Spekulation, Aus-

der Produktionsperiode von einem Jahr, unter Abrechnung des in das fertige Produkt übergegangenen Wertes:

Arbeitslohn

0 \$,

es ergibt sich aber statt dessen ein Wert, der ihm, d. h. dem Kapital, gutgeschrieben werden muss:

|   |   |  |               |
|---|---|--|---------------|
| der Wert des fertigen Produktes<br>(die ausgeführte Lieferungsarbeit),<br>welcher der allgemeinen Summe<br>des Arbeitslohnes entspricht |   | der durch die Leistungen<br>der Arbeiter geschaffene Mehrwert (im<br>Umfang von 10%) |               |
| 125.000 \$  | + | 12.500 \$  | = 137.500 \$. |

Wie wir sehen, ist die Lage des Unternehmers sowohl im Verhältnis zu der ihm am Schlusse der Produktion verbleibenden Menge an Kapitalwerten, als auch im Verhältnis zu dem Umfang des auf das verausgabte Kapital erhaltenen (Mehrwertes) Profites in beiden Fällen eine vollständig gleiche. Gewiss ist das nur ein künstlich konstruiertes Schema, doch illustriert es immerhin in allgemeinen Zügen unseren Gedanken.

## IX.

Das, worauf wir bestehen und wovon wir ausgehen, lässt sich dahin zusammenfassen, dass — bei Nichtberücksichtigung der Naturkräfte in Form von physischen oder chemischen u. s. w. Prozessen als von etwas Gegebenem — alle Erzeugnisse der Produktion, mit Einschluss des dabei (im Falle von ökonomisch erfolgreicher Produktion) gewonnenen Mehrwerts, das Resultat der schöpferischen Kraft der Arbeit darstellen, welche neue Werte schafft. Der Umstand, dass bei der Produktion neben lebendiger Menschenkraft auch das sogenannte Kapital, in Form von mehr oder weniger dauerhaften Werkzeugen und von Rohmaterial, beteiligt ist, ändert im Grunde gar nichts, weil alle diese Teile des Kapitals wiederum in eine entsprechende Anzahl von im Laufe der vorhergegangenen Zeitperioden verausgabten Einheiten der allereinfachsten menschlichen Arbeit zerlegt werden können, welche sich auf die Verausgabung einer gewissen Masse von Teilen der Muskel- und Nervenenergie reduzieren<sup>1)</sup>. Der bei dieser Gelegenheit zu beobachtende,

nutzung der Handelskonjunktur u. s. w. eingeschlossen sein könnten. Hier ist nur ein möglichst vereinfachtes Schema dargestellt.

1) Diese Arbeitseinheiten spielen hier ausschliesslich die Rolle eines zu Messungszwecken gebräuchlichen Massstabes, wie die Anzahl von Pferdekräften

viele Forscher, unter ihnen auch Marx, vom Wege fortlockende Unterschied zwischen einer gegenwärtigen, lebendigen Arbeit, hinsichtlich welcher die Möglichkeit der Schaffung eines Mehrwertes ganz leicht zugelassen wurde, und einer vorhergegangenen „toten“ Arbeit, welche in allen übrigen Produktionsmitteln vorliegt, die nur imstande sind ihren eigenen Wert zu reproduzieren, ausser diesem letzteren aber nichts Neues zu schaffen, — verursacht, von meinem oben dargelegten Standpunkt aus, in dieser Hinsicht keinerlei Schwierigkeit.

Eine derartige Lösung der Aufgabe die Produktivität des Kapitals und der Arbeit in der produktiven Tätigkeit zu erklären, ist meiner Meinung nach die allereinfachste und natürlichste. Diesen Weg haben einzelne Forscher vielfach beschritten; viele gingen von ähnlichen Gesichtspunkten aus, haben aber diese Gedanken nicht immer bis zu Ende gedacht und nicht in Form einer abgeschlossenen Theorie zusammengefasst. So geht z. B. Professor Werner Sombart in seinem bekannten Werk bei der Behandlung der kapitalistischen Produktion und ihrer Resultate gleichfalls von ähnlichen Voraussetzungen aus. Seiner Ansicht nach ist das Ziel der kapitalistischen Wirtschaft im allgemeinen, wie wir wissen, das Erhalten eines Gewinnes, und dazu führt im Prozesse der Produktion die Schaffung des Mehrwertes. Das Verständnis der kapitalistischen Wirtschaftsart ist gerade der Schlüssel zum Verständnis des Mehrwertes. Dabei erwähnt Sombart: „immer noch erweist sich der viel begangene Weg, den uns die alte Arbeitswerttheorie gewiesen hat, als derjenige, der am sichersten zum Ziele führt“. Weiter unterstreicht er noch deutlicher, dass die wirtschaftlichen Güter „das Erzeugnis der menschlichen Arbeit und nur dieser sind“ und dass sie leicht an gewissen Zeiteinheiten gemessen werden können, als welche sich die Arbeitsstunden erweisen<sup>1)</sup>. Dieser Gesichtspunkt ist in genügendem Masse bekannt und hat auch heute eine bedeutende Zahl von Anhängern<sup>2)</sup>.

---

bei einer Dampfmaschine oder die Zahl von Ampère und Volt bei der Bestimmung der Kraft eines elektrischen Stromes, u. s. w.

1) W. Sombart. Das Wirtschaftsleben im Zeitalter des Hochkapitalismus. Halbband I. München und Leipzig 1927. S. 139—142, u. derselbe. Der moderne Kapitalismus. Bd. I, 1. 5. Aufl. S. 324—325.

2) Ich weise z. B. in dieser Beziehung auf den bekannten russischen Nationalökonom Professor Gelesnoff hin: W. Gelesnoff. Grundzüge der Volkswirtschaftslehre. 2. Auflage. Leipzig 1928.

Was meine Konstruktion anbetrifft, so ist diese, wie ich zu Beginn meiner Ausführung bemerkte, natürlich auf der Grundlage einer ganzen Reihe von anderen Theorien und in engem Zusammenhang mit ihnen aufgebaut, obgleich sie sich wesentlich von ihnen unterscheidet. Am richtigsten müsste man sie vielleicht als Produktivitäts-Arbeits-theorie bezeichnen. Sie unterscheidet sich auch von einer ganzen Reihe von Produktivitätstheorien, welche ihren Erklärungen andere Momente, als die Produktivität der Arbeit, oder nicht ausschliesslich die Produktivität der letzteren zu Grunde legen, und gleichzeitig unterscheidet sie sich auch von solchen Theorien, die von der Arbeitsgrundlage ausgehen, aber ihre ausschliessliche Aufmerksamkeit nur der Bedeutung der Leistungen der unmittelbar bei der Produktion beschäftigten Arbeiter zuwenden, und die Böhm-Bawerk nicht ganz richtig als „Ausbeutungstheorien“ bezeichnet. Die Frage dieser „Ausbeutung“ lasse ich gerade unberücksichtigt, da eine solche, vom gegebenen Standpunkt aus betrachtet, bei der Lösung des aufgestellten Problems auch keine entscheidende Bedeutung hätte, — hingegen erweitere ich die Bedeutung der Arbeit als Erzeugerin von Werten zu einem allumfassenden Prinzip, welches der dargelegten Ansicht eine erschöpfende Einheitlichkeit verleiht. — Es ist dies also noch ein Versuch unter vielen anderen das Problem des Kapitalprofits zu lösen, oder wenigstens seiner Lösung näherzukommen.

---